MEMOIREN

aus russischer

Kriegs-Gefangenschaft

von

zwey deutschen

OFFIZIEREN.

Herausgegeben

und mit Anmerkungen versehen

von

Franz Freiherr von Soden

Fürstlich Schwarzburgischen Hauptmann a. D.

und

Ritter der K. franz: Ehrenlegion.

2s Bändchen.

Mit vier lithographiert: Ansichten.

Regensburg

Im Verlag von I. Reitmayr.

W.

138. D.

Memoiren

aus

Rußischer Kriegsgefangenschaft.

Von

zwei deutschen Offizieren.

Zweite Abtheilung.

Schicksale eines andern deutschen Offiziers im Verlaufe des rußischen Feldzuges und seiner Gefangenschaft daselbst.

Einleitung.

Diese Abtheilung gewährt deßhalb ein von der ersten verschiedenes Interesse, weil der betreffende Offizier der Erstürmung von Smolensk und der Schlacht von Mosaisk beiwohnte und im Gefolge der großen Armee bei dem Siegeszuge nach Moskau gegenwärtig war. Er sah nicht nur die goldenen Kuppeln der alten Czaren-Stadt im Glanze der untergehenden Sonne, er sah sie auch in dem gräßlich schönen Schauspiele eines absichtlich veranlaßten Feuer-Meeres, das mit blutigem Griffel in

den Annalen der Geschichte eingetragen, auf ewig merkwürdig ist und zur politischen Umwälzung Europa's die erste Veranlaßung gab. Er hörte das Sprengen des Kremls, jenes durch die Krönung der alten Czaren berühmten Schloßes und fühlte unter sich das Krachen der mit Eis bedeckten, durch ihren Uebergang merkwürdig gewordenen Beresina, deren lockenden eisigen Bedeckung sich so viele anvertrauten, um in ihre finsteren Abgründe hinabgezogen zu werden. Schon hatte er sich dieser verführerischen Charibdis anvertraut, um von ihr verschlungen zu werden, als ihn ein guter Genius vor diesem grauenvollen Tode noch schützte, um für andere Leiden aufbewahrt und als Gefangener in die wüsten Steppen Asiens transportirt zu werden. Dieser Offizier war einem Regimente zugetheilt, welches beim Ausbruche des rußischen Feldzuges die Bestimmung hatte, im Vaterlande zu bleiben. Es war ihm schmerzliches Gefühl, sich von Kameraden trennen zu müssen, die im Begriffe standen, auf dem Felde der Ehre zu erscheinen und die

unverwelklichen Lorbeern des Ruhmes zu pflük-
ken. Der Gedanke, ein thatenloses Leben zu führen, während sich seine Waffengefährten mit einem Feinde messen sollten, dessen Besiegung dem Sieger nur Ehre bringen konnte, war ihm unerträglich und unmöglich war es ihm, dem jungen, ehrbegierigen und nach Thaten dürstenden Manne, sich mit dieser Ansicht zu befreunden. Der Gedanke einer Versetzung fand hinlängliche Nahrung in seiner Seele und wurde bald zum raschen Entschluße. Sein, dem Regenten eingereichtes Gesuch, wurde zwar Anfangs abgeschlagen, bald darauf aber ganz unerwartet dennoch erfüllt und bald befand er sich bei einem Regimente, das zum Ausmarsch nach Rußland bestimmt war. Schon damals bemächtigten sich traurige Gefühle und Ahnungen harter Prüfung des zarten Jünglings Brust; ohne aber an ihre Erfüllung zu glauben, folgte er dem Rufe der Ehre und seines Berufes. — Wunderbare Verkettung des Schicksales, — launige Fügung des Himmels, wie seltsam und verborgen sind euere Wege! Vertrauen auf

Gott, den Lenker aller menschlichen Schicksale, das Bewußtseyn streng erfüllter Pflicht und ein in jeder Beziehung reines Gewissen, waren die kräftigen Stüzen, welche ihn aufrecht hielten, in den ernsten unvergeßlichen Stunden der vom Schicksale auferlegten harten Prüfung, ihn zur Ertragung mannichfacher Leiden aufmunterten und stärkten und auf solche Weise vor Verzweiflung schützten.

Vorbericht.

Es ist wohl ausser Zweifel, daß fast jeder Mensch gewisse Perioden erlebt, die sich seinem Gedächtnisse tief einprägen und so grossen Einfluß auf sein übriges Leben haben, daß er sie als Haupt-Momente desselben betrachten kann. Ich erlebte diese Periode im Feldzuge gegen Rußland. Es ist nicht meine Absicht, eine Beschreibung dieses Krieges zu liefern, sondern ich habe nur, mit möglichst schneller Uebergehung der Marschstationen, eine Sammlung von Begebenheiten und Ereignissen aufgezeichnet, die ich während dieses merkwürdigen Feldzuges erlebte. Sie rufen mir die Ueberzeugung in's Gedächtniß zurück, das Unglück bereite dem Menschen öfters für die Dauer

seines Lebens große und gute Lehren und jener nur wisse die Annehmlichkeiten dieses Daseyns gehörig zu schätzen und anderweitiges Ungemach standhaft zu ertragen, welcher sich in so verschiedenen Lagen befunden und den bittern Kelch der Leiden in so hohem Grade geschlürft hat als ich. Die Erzählung dieser Begebenheiten theile ich in drey Abschnitte. Der erste enthält den Aufbruch aus den Cantonirungen im Vaterlande, bis zum Abmarsch nach Moskau, der Residenz der alten Czaren. Der zweyte handelt von diesem merkwürdigen Rückzuge, bis zu meiner Gefangennehmung von den Rußen in Wilna. Der dritte Abschnitt handelt von dem Aufenthalte im Spitale zu Wilna, der Abreise von da in das Innere von Rußland, dem Aufenthalte in S . . . k, der Reise von da bis Bialystock und dem darauffolgenden Abmarsche in's Vaterland. Dieser Abschnitt wird der längste und auch der interessanteste seyn.

Erster Abschnitt.

I.

In den ersten Tagen des Monates März kam ich in das Städtchen, wo der Stab des Regimentes lag, dem ich zugetheilt worden war. Jede Veränderung der gewöhnlichen Verhältnisse des Lebens, in welcher sich der Mensch gefiel, erzeugt traurige Gefühle in seiner Brust; dem Militär ist dieß um so weniger zu verargen, wenn er gerade vor dem Ausbruche eines Krieges einem Regimente zugetheilt wird, dessen Offizier-Corps er gänzlich unbekannt ist und dessen Achtung und Liebe er sich dabei erst verschaffen muß. So gieng es denn auch bei mir. Mit bangen Gefühlen trat ich in die Mitte von Waffengefährten, die mich gar nicht kannten und deren Bekanntschaft mir deßhalb erschwert wurde, weil das Regiment stets getrennt marschirte. Alle Schwierigkeiten aber werden durch standhaftes, ehrenvolles Betragen überwunden und folglich auch diese. Nach kurzer Zeit hatte ich mir die Achtung meiner Vorgesetzten und die Liebe meiner Kameraden im hohen Grade erworben. Mitte März 1812 brach das Armee-Corps aus seinen bisherigen Cantonirungen auf und richtete seinen Marsch

durch das Großherzogthum Würzburg. Diese Gelegenheit benützte ich, um von meinen Verwandten Abschied zu nehmen; sie waren um so mehr erstaunt, mich vor sich zu sehen, als ich ihnen in meinem letzten Briefe verkündet hatte, es sey meine Bestimmung im Vaterlande zu bleiben. Der Aufenthalt war nur kurz; Pflicht und Dienst riefen mich schon nach 2 Tagen wieder zum Regimente. Der Abschied von den Meinigen war zärtlich und rührend; — ich verließ Heimath und Vaterland, ohne zu wissen, ob ich sie je wieder sehen würde. Nach einigen Tagen kam mein Regiment in das am Main gelegene Städrchen H . . . Sein Anblick erregte wehmüthige Gefühle in meiner Brust; — ich hatte dort meine früheſten Kinderjahre verlebt. Jedes Plätzchen war mir wohl bekannt, wo ich mich in jugendlichen Spielen ergötzt und meinem Muthwillen freien Lauf gelassen hatte. Ueber Rodach, Eisfeld, Königsee errreichten wir Rudolstadt an der Saale, ein freundliches Städtchen, wo wir aber nicht blieben. Es wurde mir nun das Quartiermachen übertragen und in dieser Eigenschaft kam ich über Eisenberg, Zeiz und Pegau nach Leipzig.

Es würde nicht meinem vorgesteckten Zwecke

entsprechen, eine Schilderung dieser Stadt zu entwerfen und ich beschränke mich blos darauf, etwas über das Interesse und die Annehmlichkeiten zu sagen, welche mir der dortige kurze Aufenthalt gewährten. Ich wurde bei dem Kaufmann L . . . einquartiert, einem sehr gebildeten und im Umgange angenehmen Manne, der mich mit beispielloser Zuvorkommenheit und Freundschaft behandelte. Er sann stets darauf, mich auf angenehme Weise zu unterhalten und zu zerstreuen. Spazierfahrten, Diners und Tanzparthieen wechselten miteinander; alles auf Veranlaßung dieses braven Mannes. Seine Frau war nicht minder gut als liebenswürdig; die Nichte dieser braven Leute war ein sehr hübsches Wesen und entgieng meiner Aufmerksamkeit nicht. Ich bekämpfte aber meine Gefühle so viel möglich, da sie zu keinem Zwecke führen konnten. Der Krieger darf seinem Herzen keine Fesseln anlegen, wenn er dem Feinde entgegen geht; er bereitet der Geliebten und sich nur unruhige Stunden und sucht ein Ziel, das den Schicksalsfällen nur zu sehr unterworfen ist und deßhalb nur selten erreicht wird. Nach dreitägigem Aufenthalte nahm ich von einer Familie Abschied, die ich nie vergessen werde; alle Augen waren mit Thränen gefüllt

und mit Rührung verließ ich ein Haus, wo ich so treffliche Aufnahme gefunden hatte. Sophie (so hieß die Nichte) bedauerte mich besonders wegen meiner zarten Jugend und meinte, ich möchte recht bald wieder kommen, auf jeden Fall aber schreiben. Dieß that ich auch wirklich, erhielt aber nie Antwort. Möglich, daß mein Brief verloren gieng, da die Feld-Post damals noch nicht geordnet war. Ich habe seit jener Zeit nie etwas mehr von diesen guten Leuten gehört und meine Verhältnisse führten mich auch nie nach Leipzig. Mögen diese wenigen Worte dazu dienen, jenen edlen Menschen die Ueberzeugung zu geben, daß ich ihre treffliche Aufnahme in damaliger Zeit nicht vergessen habe, so wie sie auch meinem Herzen stets unvergeßlich bleiben wird.

2.

Das Armee-Corps kam über Torgau nach Münchberg, einem preußischen Städtchen, in dessen Umgegend es mehrere Tage verweilte. Hier wurde das Armee-Corps gemustert. Die Truppen waren noch im besten Zustande und die Heerschau war glänzend und imponirend. Schon in der Gegend von Frankfurt an der Oder begannen die Unannehmlichkeiten des Feld-

zuges fühlbar zu werden und die gegen uns bis jetzt beobachtete Gastfreundschaft hörte auf. Mit Vergnügen verliessen wir nach kurzem Aufenthalte diese Gegend, weil uns die süße Hoffnung belebte, bald auf rußischem Gebiete für alle Entbehrungen reichlich entschädigt zu werden. Dieser süßen Träumereien wurden wir auf die bitterste Weise enttäuscht. In der Gegend von Thorn, die wir in den letzten Tagen des Monats May erreichten, wurden nicht nur die Pferde, sondern auch alles Rindvieh und Lebensmittel den Eigenthümern mit Gewalt weggenommen und zur Subsistenz des Armee-Corps nachgetrieben. Bei diesen Requisitionen wurden die größten Gewaltthätigkeiten gegen Edelleute und Pächter ausgeübt. Mir selbst wurde auch die traurige Pflicht auferlegt, einen Edelmann seiner Habe zu berauben; selbst die Bitten einer schönen Tochter, welche auf den Knieen vor mir lag, durften mich nicht erweichen, ihrem Vater die Pferde zu lassen, womit der Pflug bespannt war. Heftiger Kampf entstand bei dieser Scene in meinem Innern und ich eilte, einen Ort zu verlassen, wohin mich harter und trauriger Beruf geführt hatte. Hättest du dich, holdes Wesen, von den Gefühlen überzeugen können, die da-

mals meine Seele beherrschten, du würdest mich bedauert haben! Ich versprach, wo möglich, nach einigen Tagen, die Pferde wieder zurückzusenden, was mir auch zu meiner großen Freude gelang. Diese gewaltsamen Beraubungen machten auf die unglücklichen Einwohner jener Gegend sehr üblen Eindruck. Anfangs Juny brachen wir auf und nahmen unsere Richtung nach Calwarye. Ich übergehe die verschiedenen kleinen Orte, welche wir passirten, da sie kein besonderes Interesse bieten und bemerke nur, daß wir schon in dieser Gegend die Nächte im freien Felde oder in Scheunen zubringen mußten. Am 17ten erreichten wir Calwarye und bezogen das Bivouak vor dem Städtchen in einem Walde. Nach hier gehaltener eintägiger Rast brachen wir auf und erreichten am 23sten durch häufige Bivouaks erschöpft und ermattet, den vom Glanze der untergehenden Sonne beleuchteten Niemen. Unsere Erwartung war bei dem Anblick dieses Stromes aufs höchste gespannt; jeder glaubte den Feind zu sehen und sich mit ihm zu messen. Hier dachten wir das Ziel unserer Wünsche zu erreichen und nach errungenem Siege uns den Weg ins Reich zu bahnen. Wie sehr betrogen wir uns! Die Rußen hatten sich zurückgezogen und die Einwohner ihre

Hütten verlassen. Unser Armee-Corps lagerte seit dem 21sten in der Nähe des Niemen im abscheulichsten Kothe auf Aeckern. Diese ungesunde Lebensart und der beständige Regen wirkten nachtheilig auf meine Gesundheit; das Fieber überfiel mich, verließ mich aber ohngeachtet des Mangels aller Pflege bald wieder. Von diesem Zeitpunkte an, bis nach Moskau verlebte ich keine Nacht mehr in einem Hause, sondern lagerte stets bei Regen und Sonnenschein auf freiem Felde ohne Zelt. Die anstrengenden Märsche und die täglich zunehmende Hitze, erzeugten schon jetzt viele Krankheiten; mußte auch der Offizier im allgemeinen jedes Ungemach mit den Soldaten theilen, so konnte er sich doch noch manche Erquickung bei den Marketendern für baares Geld schaffen. An Fleisch fehlte es uns bis jetzt nicht, aber leider trat schon Brod-Mangel ein.

3.

Die ganze Armee gieng am 23sten Juny auf 3 Brücken über den Niemen. Am 24sten marschirten wir durch Kowno *), einer ziemlich

*) Kowno, am Einfluße der Wilia in den Niemen, hat 4000 Einwohner, wovon die Hälfte Juden sind und treibt bedeutenden Handel.

hübschen Stadt. Die Vorhut der Reiterei hatte ein kleines Gefecht vor der Stadt. Die Russen zogen sich von allen Seiten zurück, steckten ihre Magazine an und zwangen die Einwohner in die Wälder zu flüchten. Am 28sten überschritten wir die Wilia und erreichten am 8ten July Maleadoni. Hier wurde das erste Spital errichtet und eine Menge Soldaten blieb, aus Mangel an Lebensmitteln geschwächt, hier zurück. Man gönnte uns hier Ruhe von mehreren Tagen zur Erholung von den bedeutenden Strapatzen, aber es fehlte hiezu an kräftiger Nahrung. Der Genuß des Fleisches war ungesund, denn das Vieh war abgetrieben und Brod fehlte ganz. Diese schlechten Lebensmittel und das sumpfige Pfützenwasser erzeugten die Ruhr. Eine Requisition, die ich selbst unternehmen mußte, hatte keinen Erfolg und reichte kaum für die Generalität und den Generalstab hin. Sämmtliche Einwohner waren geflüchtet und hatten ihr Vieh und ihre übrigen Habseligkeiten mitgenommen. Der allgemeine Wunsch war, die Rußen möchten endlich Halt machen und uns eine Schlacht liefern, weil wir glaubten, uns durch ihren Gewinn beßere Existenz zu verschaffen. Am 16ten bezogen wir das Lager bei Raskymosy und blie-

ben abermals einige Tage. Hier nahm die Ruhr im höchsten Grade überhand. Die Menschen irrten wie Leichen umher und viele erkannten sich nicht mehr. Die anstrengenden Märsche, die große Hitze, der dicke Nebel und gänzlicher Mangel an Wasser und Brod rafften viele Menschen hin. Hunderte unseres Armee-Corps liegen im Walde bei Raskymosy begraben. Deßhalb nannten wir dieses Lager das Todtenlager. Am 23sten überschritten wir die Dissna und kamen am 25sten in die Nähe von Polozk, wo wir bei brennender Sonnenhitze abkochten. Die Leute starben wie die Fliegen hin und das Elend begann bereits den höchsten Grad zu erreichen. Manchen verließ der moralische Muth und von Verzweiflung ergriffen, endigte er sein Leben auf gewaltsame Weise. Bei dem Städtchen Beschenkowitze erblickten wir die Fluthen der reißenden Düna. Die Breite dieses Flußes hier mag 350 bis 400 Fuß betragen. Seine Felsenufer sind hoch und schrof. Wir hatten bereits den Fluß Ula überschritten und eilten nach Witebsk, um an der Schlacht Theil nehmen zu können, die dort geliefert werden sollte. Auf einem dieser angestrengten Märsche, wozu auch die Nächte verwendet wurden, schlief ich öfters im Gehen,

und bemerkte es nur dann, wenn ich über einen Stein stolperte, oder an einen Soldaten anstieß. Diese ungeheuern Anstrengungen werdem meinen Gedächtniße sobald nicht entschwinden. Schon am 28sten erreichten wir Witebsk*), allein unsere heißesten Wünsche, im Gewühle der Schlacht unsere Leiden auf irgend eine Weise beendigt zu sehen, wurden nicht erfüllt, denn das Treffen war bereits geliefert. Ein scheußliches Bild des Krieges zeigte sich hier unseren Blicken und machte üblen Eindruck auf die Gemüther. Die Wege waren mit Leichnamen bedeckt und die unzählige Menge der Verwundeten winselten nach Wasser. Viele, deren Kräfte es erlaubten, krochen in den Wald und jammerten fürchterlich. Die Stadt Witebsk selbst stand in Flammen. Am 30sten July kamen wir bei dem Judenstädtchen Liotzna an und bezogen das Lager, in welchem wir bis zum 12ten August stehen blieben. Hier ruhten wir aus von unseren Strapazen; da man an Lebensmitteln keinen solchen Mangel

*) Witebsk, Hauptstadt des Gouvernements gleiches Namens, am Einfluße der Witeb in die Düna, hat 13,000 Einwohner, welche lebhaften Handel treiben.

litt als früher, so war es für uns die angenehmste Zeit, welche wir in Rußland verlebten. Am 4ten August wurde unser Corps gemustert und obschon dasselbe noch keinen Feind gesehen hatte, war es doch durch Hitze, Hunger und Krankheiten bis auf die Hälfte geschmolzen.

4.

Am 16ten erreichten wir endlich das Ziel unserer Wünsche. Die Rußen hatten sich bis Smolensk zurückgezogen und schienen entschlossen, sich hier auf das Aeußerste zu vertheidigen. Napoleon recognoscirte die Stellung seiner Armee. Sein Antlitz war ruhig und freundlich. Als er an uns vorüberritt, sagte er: Demain, demain nous travaillerons! Hier sollte nun das erste Blut fließen und das Unglück schien mir von nun an auf dem Fuße zu folgen. Ich bin weit entfernt, eine Schilderung dieses mörderischen Kampfes liefern zu wollen, sondern beschränke mich nur auf Erzählung meines Schicksals. Die Ertragung von Elend und Ungemach fodert meines Erachtens mehr moralischen Muth, als der dichteste Kugelregen und Pulverdampf. Ehre und Pflichtgefühl sind hier der mächtigste Sporn, aber im Jammer und Elend verläßt oft den bravsten Militär der Muth. Dieß ist

besonders dann der Fall, wenn er hungrig und entkräftet dem Feinde entgegen gehen muß und zuletzt, nachdem der Tod seine Hände vergeblich nach ihm ausgestreckt hat, doch nicht weiß, womit er sich bedecken, viel weniger aber, womit er sich erquicken soll. Aus Nachläßigkeit und Dummheit hatte sich mein Bedienter am Abend unserer Ankunft vor Smolensk *), mein Pferd stehlen lassen, auf welchem meine ganze Habe gepackt war. Gerne hätte ich Geld und Kleider vermißt, wäre nur mein kleiner Vorrath an Lebensmiteln und der Mantel gerettet gewesen, welch' letzterer vorzüglich so nöthig war, um den Körper bei kühlen Nächten damit zu bedecken. Aller Hülfe war ich nun beraubt und stand elend und verlassen da. Wuth und Verzweiflung ergriffen mich. Sehnsuchtsvoll erwartete ich das Treffen und hoffte von ihm

---

*) Smolensk, Stadt von 1500 Häusern und 12,000 Einwohnern, liegt 112 Meilen von Petersburg, in einer flach terrassirten Ebene, am linken Ufer des Dniepers, der hier nicht schiffbar ist. Nach alter Manier ist Smolensk durch eine 25 Schuh hohe, mit Thürmen versehene Ringmauer befestigt, von welcher mehrere Vorstädte in geringer Entfernung liegen.

Ansicht der Stadt Smolensk von der Abendseite.

Ende aller Leiden. Drey Tage dauerte der mörderische Kampf, viele meiner guten Kameraden fielen an meiner Seite — ich blieb unversehrt. Ein Jäger-Bataillon, das am 17ten August zuerst in's Feuer kam, verlor binnen einer Stunde die meisten Offiziere durch Tod oder Wunden und das ohnedem schon zu einer Compagnie geschmolzene Bataillon wurde gänzlich aufgerieben. Am 18ten kam das ganze Corps in's Gefecht. Wir schlugen uns den ganzen Tag um den Besitz der Vorstadt und es gelang endlich nach wüthendem Kampfe und bedeutenden Blutverlurste, uns in ihrem Besitze zu behaupten. Die Rußen zogen sich über den Dnieper zurück und wir stellten am diesseitigen Ufer dieses Flußes unsere Vorposten aus. Am 19ten brach Alles auf und man rüstete sich von Neuem zum Kampfe. Das ganze Corps durchwadete unter dem gräßlichsten Kartätschenfeuer den Dnieper und stürmte eine in der Vorstadt von den Rußen besetzte Schanze. Wir nahmen sie und behaupteten uns ebenfalls in ihrem Besitze. Mau schlug sich den ganzen Tag um den Besitz der Stadt, bis es endlich den Verbündeten gelang, die Rußen daraus zu vertreiben. Die Vorstadt wurde angezündet und eine Menge Menschen fand den schrecklichsten

Tod in den Flammen. Der Verlust des Feindes war unermeßlich und die Todten lagen in Schichten hingestreckt. In dieser grausenvollen Nacht ertönte die Luft von dem Klaggeschrei so vieler Sterbenden und bildete eine Scene von Gräueln, Leiden und Jammer. Nach der Eroberung von Smolensk hörte man viele Stimmen, welche weitere Fortsetzung des Feldzuges widerriethen und der Meinung waren, der Kaiser solle gestützt auf seine Magazine und auf ein für ihn günstig gestimmtes Volk hier mit seiner Armee Winterquartiere beziehen, neue Streitkräfte abwarten und in einem zweyten Feldzuge das vollenden, was er den Elementen zum Troze schon im ersten ausführen wollte. Selbst unter seinen Feldherren sprachen sich, doch umsonst, solche Ansichten aus, mancher prophezeite schon hier bei weiterem Vorrücken unglücklichen Ausgang des Feldzuges. Alle Warnungen waren vergeblich und die Schicksals-Stunde hatte geschlagen. Die leidenschaftliche Liebe für Ruhm riß ihn fort zur Eroberung der Hauptstadt und somit zum Verluste seiner Krone und seines Reiches. Unsere Truppen hatten unter Leitung tüchtiger Offiziere unendlich viel geleistet. Der Anführer unseres Corps war ein ausgezeichneter Mann, sowohl

durch persönliche Tapferkeit als durch höhere taktische Kenntniße. Schon während des zweyten Kampftages hatte mir ein Soldat meiner Compagnie, musterhafter Mensch, einige erbeutete Kleidungsstücke gegeben, worunter auch ein Mantel war, der mir aber bald wieder gestohlen wurde. Lebensmittel und Kochgeschirr hatte ich mir auch geschafft, so daß ich ziemlich wieder mit allem versehen war. Nach Erstürmung von Smolensk war meine Compagnie durch Strapazen und Kugeln auf 30 Mann geschmolzen; beim Ausmarsche hatte sie 150 Mann gezählt. Während den 3 heißen Tagen bestand meine vorzüglichste Nahrung aus unreifen Aepfeln und Stachelbeeren. Als wir Smolensk verließen, füllte ich mit diesem Obste aus den rauchenden Trümmern der Vorstadt so viel wie möglich meine Taschen. Mit dem ruhigen Bewußtseyn, meine Pflicht als Offizier und Mensch erfüllt zu haben, verließ ich Smolensk, um von Neuem dem Feinde entgegen zu gehen. Ich kaufte mir wieder ein Pferd und bepackte es abermals mit den wenigen Habseligkeiten und Lebensmitteln, die ich mir wieder angeschafft hatte.

5.

Am 21ten August setzte sich die ganze Armee in Bewegung und verfolgte den Feind bis in das Heiligenthal, ein 10 bis 12 Werste von Smolensk entferntes Thal. Die rußische Armee stellte sich hier abermals in Schlachtordnung und es kam am Abend zu einem hitzigen Treffen, in welchem sich die Rußen verzweiflungsvoll wehrten, aber am Ende doch den Sieg den Franzosen überlassen mußten. Alle Angriffe wurden mit dem Bajonete entschieden und die feindlichen Stellungen im Sturme genommen. Bis in die späte Nacht wüthete der Kampf der Geschütze und an dessen Stelle trat nun Röcheln der Sterbenden und Winseln der Verwundeten. Am anderen Tage begann die abermalige Verfolgung des Feindes, der sich unter beständigen Plänkeleien über die Städte Dorogobusch *) und Wiasma **) nach Gjat ***) zu-

*) Dorogobusch, Stadt am Dnieper, im Gouvernement Smolensk, mit 4000 Einwohnern.

**) Wiasma, ebenfalls am Dnieper und im nämlichen Gouvernement, hat 2000 Häuser und 12,000 Einwohner, die bedeutenden Handel treiben.

***) Gjat, liegt am Fluße gleiches Namens, die Stadt ist ziemlich groß und hat wenigstens eine Bevölkerung von 4000 Einwohnern.

rückzog, welche, wie alle, Raub der Flammen wurden. Der 31ste August war für mich abermals ein unglücklicher Tag. Mein Bedienter hatte sich aus Nachläßigkeit zu weit vom Regimente entfernt und fiel mit dem Pferde in einen Sumpf. Alle Anstrengungen waren vergebens; Roß und Gepäcke waren verloren, nur das Menschenleben konnte gerettet werden. In diesem Zustande kam mein Bedienter am ersten September in unser an einem Walde bei Gjat bezogenes Lager. Man denke sich meine Bestürzung über dieses abermalige Unglück; zum zweitenmale war ich meiner Habseligkeiten beraubt und im Augenblicke ohne Hoffnung und Aussicht, sie wieder ersetzen zu können. Mitleid ergriff mich bei dem Anblicke meines unglücklichen Bedienten; ich strafte ihn nicht, sondern setzte ihn auf ein so eben von einem Franzosen gekauftes Pferd, mit dem Befehle, sich Futter zu verschaffen. Der ehrliche Jakob, (so hieß er), ritt im Galopp davon, kam aber — nie wieder. Nicht nur Tage und Monate, sondern mehrere Lustra sind verschwunden, ohne den treuen aber etwas tappigen Jakob wieder zu sehen. Alle Nachforschungen blieben umsonst. Er hatte sich wahrscheinlich in seinem Diensteifer zu weit vom Lager entfernt und bezahlte ihn mit seinem

Leben. Er theilte das Schicksal manches braven, um seinen Herrn besorgten Dieners, der von den erbitterten im Hinterhalte lauernden Bauern als Sühn-Opfer der durch den Krieg herbeigeführten Leiden und Drangsalen fiel und nun in den eisigen Gefilden Rußlands modert. Ich war nun wieder so entblößt und ohne Hülfsmittel, wie bei Smolensk; doch erhielt ich einige Unterstützung von guten Freunden und tröstete mich mit der süßen Hoffnung, bald zur Erkämpfung einer Hauptschlacht mitzuwirken und dann als Sieger in Moskau's Mauern einzuziehen. In dem Lager bei Gjat wurde das Armee-Corps gemustert. Es war durch Kugeln und Strapazen so geschmolzen, daß es auf 3 Bataillons reduzirt werden mußte, während es früher aus 12 bestand. Die Anzahl der Offiziere war im Verhältniß zur Mannschaft noch zu groß; es wurden also manche für jetzt des Dienstes enthoben, ich aber blieb meinem Wunsche gemäß in Thätigkeit und wurde eingetheilt. Manche schloßen sich dem Corps an, um ihm auf seinem Siegeszuge nach der großen Czaren-Stadt zu folgen. Wer sich kräftig fühlte, folgte dem Rufe der Ehre und des Ruhmes. Von edlem Stolze und Selbstgefühle geleitet, an der Spitze des ersten

Feldherrn des Jahrhunderts in Moskaus Mauern einzuziehen, ward mancher fortgerissen in den unabsehbaren Schlund des Verderbens und betrat im Taumel des Sieges eine Straße, auf welcher er nie wiederkehren sollte. Die Kranken blieben in dem zu Gjat errichtetem Spitale zurück und schmollten über das ihnen bestimmte Loos. Der Schleier der Zukunft war ihnen noch nicht enthüllt, wer mag es ihnen verargen, daß sie mit neidischen Blicken auf jene Kriegskameraden herabsahen, die von unverwelklichen Lorbern des Ruhmes bekränzt, Zeugen seyn sollten einer Begebenheit, die mit unverlöschlichem Griffel in den Jahrbüchern der Geschichte eingegraben, einen merkwürdigen Abschnitt des Jahrhunderts bildet und ewig denkwürdig ist und bleiben wird!?

6.

Am 3ten September brach das Armeecorps aus dem Lager von Gjat auf und erreichte am 6ten Abends die Gegend von Borodino oder Mosaisk, wo es rechts von der Straße das Bivouak bezog. Noch an demselben Abend verbreitete sich das Gerücht einer nahe bevorstehenden Schlacht, die das Schicksal des ganzen Feldzuges entscheiden sollte. Von beiden Sei-

ten rüstete man sich zum blutigen Kampfe für den andern Morgen. So sehr auch die durch Hunger herbeigeführte Kraftlosigkeit sich unser schon bemächtigt hatte, freute man sich doch auf diesen entscheidenden Augenblick, weil man von ihm das Ende aller Leiden erwartete. In beiden Heeren herrschte tiefe düstere Stille; sie wurde nur auf kurze Zeit von den Russen durch feierlichen Umzug mit dem Heiligenbilde aus Moskau unterbrochen. Gestärkt durch die Kraft des Glaubens, durch Vaterlandsliebe und unauslöschlichen Haß gegen die Feinde, diese aber durch große Erinnerungen, unerschütterliches Vertrauen in die überwiegenden Talente des bis jetzt noch unbesiegten Kaisers und Feldherrn, erwarteten beide Heere — zu allen Opfern und Anstrengungen bereit — mit wechselnden Gefühlen den Anbruch der verhängnißvollen, blutigen Morgenröthe. Die Musik-Corps spielten keine Kriegslieder, sondern Trauermärsche. Ich selbst war ebenfalls mit meinem Schicksale beschäftigt und sehnte mich lebhaft nach dem Ende meiner Leiden. Keine Stärkung ward mir zu Theil, ich hatte nichts als etwas Mehl mit Wasser, welches ich noch am späten Abend aufkochte und gierig verzehrte. Auf die kühle Erde hingestreckt schlummerte ich sanft und ruhig ein. Ahnungs-

grauend bricht der schöne Morgen an und ehe die Sonne ihre erwärmenden Strahlen verbreitet, wecken schon auf allen Seiten Kriegsmusik und Trompetenschall die Krieger zur Schlacht. Kaum hatten die Strahlen der Sonne den dichten von großer Kälte begleiteten Nebel durchbrochen, als Napoleon die jeden Franzosen begeisternde Worte sprach: „Es ist die Sonne von Austerlitz, die heute zu unseren Thaten leuchtet.“ Die Truppen versammeln sich und treten unter die Waffen; eine Proklamation verkündet ihnen, die Schlacht werde sogleich beginnen. Der Kaiser verspricht Sieg und glorreichen Einzug in Moskau. Ein Kanonenschuß gibt das Zeichen zum Angriff. Die blutigste Schlacht beginnt. Wir kämpfen in der süßen Hoffnung allen Entbehrungen und Leiden durch einen Hauptschlag Ziel zu setzen — die Russen aber ihr Vaterland zu vertheidigen und die Hauptstadt zu retten. Unter lautem Jubel, „es lebe der Kaiser!“ rückten wir unter dem fürchterlichsten Kanonendonner in die Linie. Unsere Truppen bildeten einen Theil des Centrums und erhielten Befehl, eine Schanze zu erstürmen. Sie war auch im ersten Anlaufe genommen; die Schanze war mit Leichen gefüllt, die von unseren Bajoneten hingestreckt worden waren,

aber auch wir hatten keinen unbedeutenden Verlust. Alle Versuche des Feindes, die Schanze wieder zu nehmen, wurden durch das muthvolle Benehmen unserer Truppen vereitelt. Wir behaupteten uns darin bis gegen Abend, an welchem wir Befehl erhielten, die Schanze zu räumen. Die Schlacht hatte den ganzen Tag gewüthet und Ströme von Blut waren geflossen. Die Feinde flohen, und mit Einbruch der Nacht war das Schlachtfeld geräumt. Der Kanonendonner hatte sich immer mehr entfernt und war uns freudiges Zeichen gewonnener Schlacht. Wir folgten ihm, der nur noch dumpf wiederhallte und bezogen nach einer Stunde bespritzt vom Blute der Erschlagenen, bedeckt vom Staube und vom Schweiße triefend unser hartes Lager. Die kalte feuchte Erde diente zur Erholung nach so schrecklichem Tage. Während dieses heißen Kampfes war mancher meiner Kameraden gefallen, ich blieb wieder unversehrt. Die Kompagnie, welcher ich zugetheilt war, zählte noch 2 Korporale und 7 Soldaten. Es lag im Willen der Vorsehung, mir noch härtere Prüfungen zu bereiten. Auch die Natur foderte nach so heißem Kampfe ihre Rechte; das auf einige 100 Mann geschmolzene Häufchen hatte Hunger, aber keine Lebensmittel. Es fehlte an Brod, Holz,

so wie überhaupt an allen zur Herstellung verlorner Kräfte nöthigen Mitteln. Ich selbst nagte an einem Stücke Brod, das ich in der Rocktasche eines gefallenen Russen gefunden hatte. Die Schlacht von Mosaisk ist vielleicht eine der blutigsten und gräulichsten, die je geliefert wurden. Ausser dem Mangel an Lebensmitteln fehlten auch sogar Verbandzeug und Scharpie. Grausam und herzerschütternd war das Loos der Verwundeten. Noch nach 3 Wochen krochen sie winselnd auf dem Schlachtfelde herum; aber auch jene, welche fortgeschafft werden konnten, wurden größtentheils aus Mangel an Pflege und gehöriger Behandlung der Wunden Raub des Todes. Die einzige Labung, welche den schwer verwundeten Offizieren nach der Schlacht zu Theil wurde, bestand in einem Schlucke Brantwein, welchen sie aus der Hand des uns kommandirenden Generallieutenants erhielten. Am 8ten September verließen wir unser Lager und brachen nach Moskau auf. Dort hofften wir den Frieden zu finden und dann mit Lorbeern gekrönt in's Vaterland zurückzukehren. Von dieser Hoffnung belebt, kamen wir am 14ten September Abends in die Nähe von Moskau und bezogen eine Stunde von der Stadt das Lager. In einiger Entfernung von diesem erhob

sich ein Hügel, welchen einige bestiegen, um die umliegende Gegend und vielleicht auch die Bewegungen der sich zurückziehenden Russen zu überblicken. Da erscholl plötzlich von den auf dem Hügel befindlichen der Ruf: „Moskau!“ Jeder, dessen Verhältnisse es einigermassen erlaubten, verdoppelte seine Schritte und eilte auf den Hügel, das heißersehnte Ziel so vieler blutigen Anstrengungen, so vielfältiger Entbehrungen und Leiden in der Ferne zu betrachten. Welche Erinnerungen, aber auch welche Hoffnungen knüpften sich an diesen Anblick!

7.

Majestätisch zeigte sich unseren Augen die alte, große Czaren Stadt mit ihren herrlichen Kuppeln und Thürmen und freudig schlug jedes Kriegers Herz bei ihrem Anblicke. Die weite Ebene, in der Moskau liegt, ihr unermeßlicher Umfang, die vielen vergoldeten Thürme und bunten Kuppeln, welche beim Sonnenscheine die Augen blenden, setzten uns in Erstaunen und Bewunderung. Wir standen still, in stolzem Anschauen versunken, bei dem Anblicke dieser prachtvollen in goldenem Glanze schim=

mernden Stadt, die durch Luxus, Gebräuche und Künste die beiden Welttheile, Europa und Asien in sich vereinigt. Gestillt schien nun die ewig verschlingende nie satte Ehrgierde Napoleon's und mit Eroberung der Hauptstadt glaubte er, wie stets der Fall war, auch jene des Reiches vollbracht zu haben. Eingedenk der kaiserlichen Versprechungen rechnete jeder mit Zuversicht auf baldigen Frieden und Rückkehr in's Vaterland. Bald sollten wir auf die bitterste Weise enttäuscht werden. Vergebens wartete Napoleon auf eine Deputation, die ihm die Schlüssel der alten Hauptstadt des Reiches überbringen sollte. Es erhoben sich daher von allen Seiten Zweifel, ob die Stadt noch Einwohner in ihren Mauern zähle? In dieser Ungewißheit erlebten wir die Nacht und erhielten keinen sichern Aufschluß über die obwaltenden Verhältnisse. Am 15ten Morgens besuchte uns ein junger Mensch im Lager und versicherte, Moskau sey von der Armee und den Einwohnern verlassen und in Kurzem würden wir die Magazine in Flammen erblicken. Schon sah man in der Ferne Feuersäulen in die Luft emporsteigen, doch ahnte noch Niemand die Ausführung jenes fürchterlichen Entschlusses. Diese Zeichen waren von übler Vorbedeutung. Niemand glaubte mehr an

gutem Ausgange und folglich an Erfüllung der vom Kaiser geleisteten Versprechen. Von allen Seiten mehrten sich die Flammen nnd am 17ten sah man in allen Richtungen Dampfsäulen und Feuerstrahlen emporsteigen. Die ganze Stadt glich einer ungeheuern Feuersäule, die wirbelnd zum Himmel emporstieg und ihn glühend röthete. Da kam Befehl zur Plünderung. Die Soldaten strömten Schaarenweise zu diesem Zwecke aus dem Lager in die Stadt. Alles geschah, was man schon im Voraus ahnte, aber leider nicht hindern konnte. Magazine, Gewölbe und Weinkeller wurden erbrochen und, was man brauchbares finden konnte, als gute Prise betrachtet und in das Lager geschleppt. Jeder suchte sich für die langen Leiden und Mühseligkeiten zu entschädigen und plünderte, was ihm gut dünkte. Während die Flammen von allen Seiten emporschlugen und die Feuersäulen sich prasselnd und zischend gegen den Himmel erhoben, lagen Hunderte von Wein und anderen geistigen Getränken berauscht in den von der Feuershitze glühenden Straßen und starben zum Theil den jämmerlichen Tod der Flammen. Das schreckliche Geprassel der einstürzenden Häuser und Gewölbe, das stöhnende Getöse und Brüllen von Pferden und anderen in den Flammen befindlichen Haus-

thieren, die unbezwingliche Gier zu plündern, die Verfolgung armer Flüchtlinge, das Ringen und Raufen der Soldaten um Beute und das Brausen und Knistern der Flammen selbst, gewährten Entsetzen und Greuel erregenden Anblick. Von allen diesen Schreckensscenen war ich wider meinen Willen Augenzeuge während eines ganzen Tages. Es wurde mir nämlich der Auftrag ertheilt, ein Tuch-Magazin in Beschlag zu nehmen und in's Lager zu schaffen, um die von Kleidern entblößten Offiziere mit dem Nöthigen versehen zu können. Ich selbst sorgte nur für Lebensmittel, die man im Ueberfluße fand und hielt meine Hände rein von jedem anderen Gute. Es wurden Schandthaten begangen, die den größten Abscheu in meiner Brust erregten, aber von mir nicht gehindert werden konnten. Tief ergriff mich der Anblick von gräßlichen Schaudererregenden Scenen. Aengstliche Gefühle bemächtigten sich meiner und ich fürchtete üblen Ausgang. Nach einem Aufenthalte von mehreren Tagen erhielten wir plötzlich Befehl, unser Bivouak zu verlassen, um in einem Dörfchen jenseits Moskau Winterquartiere zu beziehen. Um diese zu erreichen, mußten wir durch die alte Czaren-Stadt marschiren. Welch' gräßlicher Anblick! Nicht mit

einem Siegeszuge wohl aber mit einem Trauermarsche war dieser Einzug zu vergleichen! Statt des lebhaften Verkehrs einer so großen, stark bevölkerten Stadt, der steten Regsamkeit und des dadurch erzeugten bunten Gewühles, sah man öde Straßen und brennende Häuser; statt munterer freundlicher Bewohner und herzlichen, wenn auch oft erheuchelten Willkomms, womit wir sonst in anderen Städten empfangen wurden, sah man fluchende, von geistigen Getränken berauschte Soldaten, hörte das Krachen einstürzender Balken und das Prasseln hoch in die Lüfte sich schlängelnder Flammen. Unser Durchmarsch währte 5 Stunden; eine halbe Stunde hinter Moskau erreichten wir das uns bestimmte Dorf. Hier waren also die verheißenen Winterquartiere und hier sollten wir ausruhen von den Strapazen und Mühseligkeiten dieses blutigen Feldzuges. Die Wohnungen waren verlassen und die Einwohner geflüchtet, aber an Lebensmitteln hatten wir bis jetzt noch Ueberfluß; jeder hatte ja Gelegenheit, sich damit aus den bedeutenden Vorräthen der Stadt zu versehen. Sie bestanden aber meist nur aus Wein, Zucker, Kaffee und dergleichen mehr. Es fehlten Brod und Fleisch; hieraus entstanden Krankheiten und viele der unsrigen wurden Raub

des Todes. In diesem Dorfe kam ich wieder unter Dach, was von Niemen bis hieher nicht Statt gefunden hatte; vom Bette war ohnedem keine Rede. Wir blieben nur wenige Tage in diesem Cantonnirungsquartiere und erhielten Befehl, andere in einem Viertel der Stadt zu beziehen. Diese Bewegung wurde am anderen Tage ausgeführt; wir erhielten einen Distrikt, in welchem noch die meisten Häuser standen.

8.

Es war die Kasaner Vorstadt, die uns nun zum Aufenthalte diente. Unsere Truppen, die wieder auf 1200 Mann angewachsen seyn konnten, wurden in mehrere Häuser vertheilt; wir Offiziere konnten uns Quartiere suchen. Ich nahm von einem kleinen Häuschen Besitz, dessen oberer Stock abgebrannt war. Kaum war ich durch die Thüre in das Haus getreten, als der Regiments-Arzt zum Fenster hereinstieg und sich ebenfalls als Herrn dieses Quartiers verkündigte. Wir hatten beide Platz genug und theilten uns deßhalb friedlich in die Wohnung. Sie war freilich leer und von allen Meublen entblößt, allein unsere Ansprüche waren bescheiden. Wir hatten Obdach und das war genug. Wir lebten hier gut und regelmäßig, weil es uns nicht an

Lebensmitteln fehlte und so vergieng die Zeit ziemlich angenehm. Lange genoß ich aber diese Ruhe auch nicht. Da ich noch immer gesund und rüstig war, beorderte man mich plötzlich zu einer Recognoscirung und ich mußte Moskau schnell verlassen. Manches Abentheuer war dabei zu bestehen, ich kam aber gesund und wohlbehalten nach Moskau zurück. Häufig besuchte uns der Gehülfe einer Apotheke, aus welcher wir die nöthigsten Arzneien erhielten. Oft unterhielt ich mich mit ihm über unsere kritische Lage und theilte ihm alle Nachrichten mit, welche man über errungene Siege ausposaunte. Allein er antwortete jedesmal: „Ihr seyd verloren"! Gebt acht! die schlauen Russen werden durch Unterhandlungen Euern übermüthigen Anführer so lange in Moskau fest halten, bis der Winter kommt; dann wird die russische Armee über euch herfallen und euch vernichten! Ich erwiederte zwar die Aeußerungen dieses Unglückspropheten mit Lächeln, aber sie erregten doch Zweifel in meiner Brust und gaben Anlaß zu ernstem Nachdenken. Während meiner Abwesenheit war nach Verlauf von wenigstens 14 Tagen Befehl ertheilt worden, die Plünderung einzustellen; dieß war aber um so weniger nöthig, als die Vorräthe größtentheils aufgezehrt und die Schätze

Moskau's bereits meist in den Händen der ausgehungerten, rohen und erbitterten Soldateska waren. Man sah diese von Rauch geschwärzten Gesichter mit Beute beladen fluchend durch die Strassen ziehen. Das Feuer-Meer schien nun endlich auszutoben und der Kampf mit diesem furchtbaren Elemente war beendigt. Ein großer Theil der Schätze ging bei so ungeheuerer Verheerung durch den Einsturz der Gebäude und der Flammen verloren. Welches Herz kann bei der Idee an diese furchtbare Scene ungerührt bleiben?! Diese große, reiche und mächtige Stadt war von den Flammen verzehrt und lag in Ruinen. Die Strassen waren mit Leichen und Sterbenden angefüllt und wohin das Auge seine Blicke warf, sah es Scenen der Verwüstung, menschlichen Elendes und zügellosester Unordnung. Großer Gott! Welche furchtbare Leidenschaft ist der Ehrgeiz! Welch Ungeheuer der Mensch, wenn seine edelsten Vorzüge unter deren Herrschaft stehen! Bei meiner Rückkehr nach Moskau erfuhr ich zu meinem großen Schrecken, unser Aufenthalt werde nur noch von kurzer Dauer seyn. Alle mit den Russen gepflogene Friedens-Unterhandlungen waren vergeblich. Jede Hoffnung und Aussicht eines günstigen Erfolges schwand im-

mer mehr und die Russen erklärten, jetzt beginne erst der Krieg für sie. Ich mußte mich unter solchen Umständen mit dem Gedanken vertraut machen, Zeuge noch schrecklicherer Scenen zu seyn, als ich bereits gewesen war. Der Winter war vor der Thüre und die Entfernung groß. Ich traf alle Vorbereitungen, die solche große Reise fodern und versah mich so viel möglich mit solchen Dingen, deren man bedurfte, um sich vor Kälte und Hunger zu schützen. Am 18ten Oktober 1812 hielt Napoleon große Musterung im Kremlin über sämmtliche Truppen. Der Kaiser ertheilte hier viele Gnadenbezeugungen. Der unser Armeecorps kommandirende würdige General wurde dabei sehr ausgezeichnet. Napoleon ließ dann verkünden, es müße für künftige Nacht 1 Uhr Alles zum Aufbruche bereit seyn, indem Seine Majestät beschlossen habe, die Hauptstadt zu verlassen, um die Armee in die verdienten Winterquartiere nach Smolensk zu führen. Es wurde Befehl ertheilt, Alles zu vernichten, was man zurück lassen müsse. Dieß wurde auch treulich ausgeführt. Am 19ten Oktober Morgens um 2 Uhr setzte sich die Armee in Bewegung, um Moskau zu verlassen.

Zweiter Abschnitt.

9.

So trat ich denn mit einem kleinen Häufchen Soldaten, das noch unter meinen Befehlen stand, den verhängnißvollen Rückmarsch an, in der Absicht, so schnell als möglich Smolensk zu erreichen um mir dort gutes Quartier zu verschaffen. Ich hatte bei dem Ausmarsche von Moskau 2 Pferde, die mit allen Gegenständen bepackt waren, welche man zur Erhaltung des Körpers bedurfte. Einen in Moskau deshalb erkauften Pelz hatte ich nebst andern Effekten auf den Offiziers Bagage Wagen gepakt, um ihn in den Winterquartieren tragen zu können. Meiner Eile traten bald bedeutende Hindernisse in den Weg und mein Eifer wurde leider nur zu bald abgekühlt. Seit 4 Stunden hatten wir Moskau verlassen und doch betrug unsere Entfernung aus der Kaiserstadt höchstens eine Stunde Weges. Man sah prächtige Wagen, Trotschken, Karren, Rüstwagen, kurz, Fuhrwerk jeder Art in mehreren unabsehbaren Reihen sich bunt durcheinander drängen. Von allen Seiten betraten wir Brandstätten und Schutthaufen, die unseren Marsch hinderten und Alles gerieth schon in die größte Stockung. Manche Offiziere muß-

ten sich jezt schon von den schönsten Trotschken trennen, weil sie sich von der Unmöglichkeit überzeugten, sie weiter zu schaffen. Unsere Armee war schon von den Russen umgangen, wir konnten also Smolensk auf geraden Wege nicht erreichen und schlugen daher Seitenwege ein. Auch der Unterhalt der Truppen konnte hierdurch leichter bezweckt werden. In den ersten Tagen unseres Marsches hatten wir noch recht schönes Wetter; es war so warm und freundlich, wie es wohl um diese Jahreszeit in den südlichsten Ländern seyn mochte. Allein es währte nicht lange und besonders die Nächte wurden außerordentlich kühl. Das größte Bedauern erregten die unglücklichen Russen, welche von Moskau aus, der Armee gefolgt waren, um sich der Rache ihrer Landsleute zu entziehen. Sie waren in jammervollstem Zustande und wurden bald Opfer ihrer Anstrengung. Schöne Weiber und Mädchen, noch vor Kurzem in Seide und Damast gekleidet, folgten jezt mit elenden Lumpen bedeckt der Armee und hatten kaum so viel, um ihre Blöße zu bedecken. Wir konnten diesen unglücklichen Geschöpfen um so weniger helfen, als wir selbst auf freiem Felde lagerten und oft Tage lang von unseren Bedienten getrennt waren, die uns im Gedränge verloren hatten. Mir hatte sich üb-

rigens keine dieser Unglücklichen anvertraut. Das erste Städtchen, welches wir erreichten, hieß Porofsk. Wir lagerten an den Ufern eines Flußes, dessen Name meinem Gedächtnisse entfallen ist. Hier rasteten wir einen Tag, um uns von den anstrengenden Märschen etwas zu erholen. Mein Bedienter hatte sich auch mit den Pferden eingefunden und ich stärkte nun meinen Körper mit Kaffee ohne Milch und Mehlbrei ohne Fett. Allein, vom Schicksale gleichsam erkoren, stets traurige Erfahrungen mit meinen Bedienten zu machen, gieng es mir mit dem jezigen nicht besser, wie mit den früheren. Johann (so hieß mein jeziger dienstbarer Geist) hatte aus Nachläßigkeit meine sämmtliche Wäsche in Moskau gelassen und als ich mich nun mit einem frischen Hemde bekleiden wollte, war keines zu finden. Als Johann den Ausbruch meines gerechten Zornes und Unwillens bemerkte, rannte er nach Porofsk, mit dem Bemerken, mir um jeden Preis Hemden zu schaffen. Das Städtchen war noch von Juden bewohnt, die in den Brandstätten wühlten, in der Hoffnung kostbare Gegenstände zu finden. Nach einigen Stunden kam Johann von seiner Recognoscirung zurück. Er hatte ein Päckchen unter dem Arme, setzte sich zu seinen Pferden und

fing an auszupacken. Neugierig sah ich diesem Geschäfte zu und in der größten Spannung erwartete ich dessen Ausgang. Endlich näherte sich mir Johann und übergab mir ein weißes langes Frauenzimmerkleid mit folgenden Worten: „dieß ist Alles was ich finden konnte, ziehen Sie es nur an, es ist besser als gar kein Hemde.“ Zwar mußte ich über diese sonderbare Zumuthung lachen, entschloß mich aber doch, ihr nachzukommen. Weil das Kleid zu lang war, schnitt ich es ab, dann zog ich es an. Diese Bedeckung meines Körpers geschah am 23ten Oktober und erst am 10ten Dezember also nach Verlauf von 6 Wochen konnte sie abgelegt werden. Das Bataillon, welchem ich zugetheilt war, nahm an dem Gefechte bei Porofsk keinen Antheil. Es entspannen sich überhaupt von jezt an täglich größere oder kleinere Gefechte; ich werde sie aber blos dann erwähnen, wenn ich selbst daran Theil nahm. Am 24ten Oktober verließen wir Porofsk und betraten wieder über Wileicka unser Schlachtfeld bei Mosaisk.

10.

Da wir bis hieher stets seitwärts der großen Straße marschirt waren, konnte die Verfolgung des Feindes nicht so heftig seyn und das Un=

gemach war noch zu ertragen: auch fand man in den zum Theil noch nicht abgebrannten Dörfern Lebensmittel und Futter für die Pferde. Aber das Elend stieg täglich von dem Augenblicke an, als wir die große Heerstraße wieder betraten. Dieselbe Gegend, welche wir vor 6 Wochen als Sieger verlassen hatten, betraten wir jezt als aufgelößter Haufe, der vor jedem andringenden Feinde fliehen mußte. Traurige Gefühle und Erinnerungen bemächtigten sich meiner Brust. Auf diesen verheerten Feldern lagen tausende halb verwester Leichen. Der rings umher zertretene nackte Boden war mit Trümmern von Helmen, Trommeln, Gewehren und Blut befleckten Uniformen bedeckt. Einige auf dieser mit Blut getränkten Ebene hervorragende Skelete vollendeten dieses Bild menschlichen Elendes und Verwüstung. Der Anblick dieser unglücklichen ohne Nutzen gefallenen Opfer eines unersättlichen Ehrgeizes erschütterte auch den stärksten. Dumpfes Gemurmel verbreitete sich und jeder eilte so schnell wie möglich hinweg über dieses stille, weite Grab so vieler braven Waffengefährten. Die Kälte fing nun an, und die ungeschärften und unbeschlagenen Pferde konnten nicht mehr fortkommen. Futter war auch nicht mehr aufzutreiben; jetzt schon stürzten diese unglücklichen Thiere zu Hunderten und

starben den Hungertod. Die aller Nahrung beraubten Menschen fielen über diese Leichname her, schnitten sich Stücke heraus, assen sie theils roh, oder spießten sie an den Säbel und brieten sie am Feuer. Auch ich mußte mich jezt mit dieser Kost begnügen, weil mein Bedienter mit den Pferden nicht fortkommen konnte, oder mich in Gedränge verloren hatte. Bei Mosaisk wurde ich mit meinem Hauptmann beordert, unsere 12 Pfünder Batterie zu eskortiren; wir thaten es redlich und gewißenhaft bis zu ihrer gänzlichen Vernichtung. Bei diesem äußerst mühseligen und gefahrvollen Commando legten wir oft während des ganzen Tages nur 2 Stunden zurück und wurden dabei stets von den Russen angegriffen. Unsere Vertheidigung war so schwach, daß wir alle hätten unterliegen müßen; doch wiesen wir alle Angriffe ab und kamen mit unseren Kanonen über Gjat, Wiasma bis Dorogobusch. Ehe wir aber diesen Ort erreichten, mußten wir noch großes Ungemach ertragen. Es hatte den ganzen Tag geregnet und ich war aus Mangel eines Mantels ganz durchnäßt. In diesem Zustande und bei immerwährenden Regen wurde uns ein Gebüsch links von der Strasse zum Nachtlager angewiesen. Seit 2 Tagen vermißte ich meinen Bedienten; ich harrte seiner mit

größter Ungeduld, er kam aber nicht. Aller Mittel beraubt, meinen Körper zu bedecken, mußte ich mich in den Koth legen, so daß Morast und Wasser über mir zusammenliefen. Es mißlang jeder Versuch, Feuer anzumachen, weil es beständig regnete und das Holz war grün und naß. Alle Mühe war vergeblich, das mit Reif bedeckte Holz in Brand zu bringen; es erlosch. In allen Bivouaks herrschte tiefste Finsterniß und nur Stöhnen und Aechzen unterbrachen bisweilen diese einem Grabe ähnliche Ruhe. So vergieng die Nacht unter stetem Jammern und Seufzen; mit Sehnsucht erwartete man den Morgen. Kaum war er angebrochen, als uns die Russen von allen Seiten angriffen; wir mußten schleunigst aufbrechen, um die vor uns liegende Brücke mit dem wenigen Geschütze zu überschreiten. Man brauchte 12 Pferde und mehr vor eine einzige Kanone, um den Gipfel eines kleinen Hügels zu erreichen. Generale und Offiziere schoben selbst an den Kanonen, um sie noch auf kurze Zeit dem Feinde zu entreissen. Kaum hatten wir die andere Seite der Brücke erreicht, als die Kosaken vor unseren Augen alle jenseits noch befindliche Wagen, mehrere Hundert an der Zahl nebst Packpferden plünderten und erstere anzündeten. Bei diesem gräßlichen Anblike dachte ich an meinen Bedienten

und hielt Alles für verloren. Die Russen verfolgten uns nur langsam; wir entgiengen zwar der Gefangenschaft, mußten aber unsere lezten 2 Kanonen dem Feinde, doch vernagelt, überlassen. Nach 2 Stunden erreichte ich mit meiner wenigen Mannschaft ein Ackerfeld, auf welchem der Generallieutenant mit dem vielleicht 200 Mann starken Rest des Armeecorps aufmarschirt war. Aber keine Ueberraschung konnte mir in diesem Augenblicke angenehmer seyn, als der Anblick meines Bedienten. Während ich ihn am Abend des vorigen Tages als gewisses Opfer der Strapazen oder Gefangenschaft betrachtete, war er an dem uns zum Lagerplatze bestimmten Wäldchen vorübergegangen, in der Meinung, ich sey noch weiter vorwärts marschirt. Johann hatte auch noch die Pferde nebst sämmtlichem Gepäcke. Nun wurde der Körper schnell mit Kaffee erwärmt und erquickt. Man trocknete die Kleider und reinigte sie bestmöglichst vom Schmutze. Das Fieber verließ mich wieder; es hatte sich bereits in Folge außerordentlicher Strapazen eingestellt. Mit neu gesammelten Kräften eilten wir nun muthig auf der Strasse nach Smolensk vorwärts. Dort sollten ja die Winterquartiere bezogen und alle Mühseligkeiten vergeßen werden. Das Elend in der Armee erreichte täglich höhere Stufe und

an Ordnung war nicht mehr zu denken. Die französischen Garden waren die einzigen Truppen, welche noch einige Haltung beobachteten *). Mein Bedienter verließ mich nun nicht mehr. Ich entbehrte also auch nicht die zur Stärkung des Körpers nöthigen Lebensmittel und sezte getrost meinen Weg fort, belebt von der Aussicht in baldige bessere Zukunft. In Smolensk sollten wir ja Alles finden. Dieser Gedanke allein stärkte Geist und Körper und verscheuchte aus der Seele alle uns umgebenden Scenen der Verzweiflung und des Todes. In diesem Zustande erreichte ich endlich am 7ten November bei großer Kälte mit unserer Mannschaft die Mauern von Smolensk. In der Nähe dieser Stadt war ich zufälliger Zeuge einer Handlung, deren Erinnerung mich jezt noch mit Schauder und Abscheu erfüllt. Abgemattete, kranke und den Strapazen unterliegende Gefangene wurden ohne Barmherzigkeit niedergeschossen, um dem Feinde, so lange wie möglich, den unglücklichen Zustand der Armee zu verbergen. Mein Blut erstarrt bei dem Gedanken an jene Greuel-Scene.

---

*) Ausser diesen sah ich auch eine kleine Abtheilung Neapolitanischer Garden noch zwischen Wilna und Kowno in Reih und Glied marschiren. D. H.

11.

Von den schönsten Hoffnungen beseelt betraten wir die Ringmauern der abgebrannten Festung und lagerten mit unserer wenigen Mannschaft in einer ihrer Vorstädte. Glaubten wir auch nicht das Ziel unserer Leiden hier zu finden, hofften wir doch Milderung derselben; doch wie sehr täuschten wir uns. Wir hofften eine Reserve-Armee hier zu finden und sahen keine. Offiziere und Soldaten glichen mehr einem abgerissenen Haufen von verirrten Bettlern als wehrfähigen Kriegern. Diese Gespenstern ähnliche, von Schmutz und Rauch entstellte Menschen erregten Entsetzen durch ihr gräßliches Aussehen, zerrissene, oft durch die sonderbarste Kleidung ersetzte Uniformen und ihre wilde, durch Hunger erzeugte Gier. Die Vertheilung der Lebensmittel geschah mit solcher Unordnung, daß die Mehrzahl Nichts erhielt; ja selbst die Offiziere konnten bei der allgemeinen Verwirrung nur mit Mühe von dem hier befindlichen Kriegs-Commissariate Geld erhalten. Man überzeugte sich bald, der hiesige Aufenthalt könne nur von kurzer Dauer seyn. Jede Hoffnung schwand, hier Winterquartiere zu beziehen; alle hiezu nöthigen Anstalten fehlten. Die öde Stadt Smolensk bot in ihren

Ruinen nur ein elendes Bivouak. In diesem Zustande hatten wir einige Tage vor den Mauern von Smolensk gerastet, als der Befehl ertheilt wurde, aufzubrechen und den Marsch nach Orscha, einer 12 Meilen von Smolensk an der Strasse nach Minsk gelegenen Stadt fortzusetzen. Von nun an hegte ich die Ueberzeugung, der Rückzug könne noch länger dauern; deßhalb versah ich mich bestmöglichst mit Lebensmitteln, die aber leider nur in schlechtem Schnapse und Kaffee bestanden. Beides verschafften mir die Juden in Smolensk. Unser Armeecorps war beinahe auf Nichts reduzirt und meine physischen Kräfte hatten sehr nachgelassen. Man erklärte mich aus diesem Grunde für dienstunfähig. Ich konnte mich hierüber um so mehr beruhigen, als bei den ungeheueren Anstrengungen mein gutes Bewußtseyn mir stets zur Seite stand. Am 14ten November Morgens verließ ich mit Johann Smolensk und schlug die große Strasse nach Orscha ein. Die Lage der Armee verschlimmerte sich von hier an immer mehr. Die Kälte nahm zu; Menschen und Pferde lagen erfroren an der Strasse. Wir marschirten längs der abgebrannten Vorstädte hin und kamen endlich an den Fuß eines steilen Berges. Wir erstiegen ihn

nur mit vieler Mühe, weil Menschen und Pferde öfters stürzten. Kaum hatten wir die Höhe erreicht, eilten wir vorwärts, um dem Gedränge des großen Haufens auszuweichen, der uns schnell folgte. Als der Tag zu sinken begann, verließ ich die große Strasse und eilte auf ein links von derselben gelegenes abgebranntes Dorf zu, das ich auch bald erreichte. Hier lagerte ich mich in einem Schoppen, wo sich schon holländische Offiziere befanden, die mich gerne aufnahmen. Die Nacht verging ziemlich ruhig, obschon man öfters den Ruf hörte: les Russes! les Cosaques! Am andern Morgen lenkte ich meinen Marsch wieder nach der grossen Strasse und erreichte bald das Städtchen Krasnoy. Ich war hier Zeuge eines Gefechtes, das ich nicht schildern will, weil es hinlänglich bekannt ist und dabei außer meinem Zwecke liegt. Das heldenmüthige Benehmen des Marschalls Ney bei dieser Gelegenheit ist übrigens hinlänglich durch die Geschichte bekannt. Am 18ten kam ich nach dem Städtchen Dombrowna und nahm Quartier mit vielen anderen Offizieren in einem Häuschen der jenseits des Flußes gelegenen Vorstadt. Die Kälte hatte etwas nachgelassen und da ich mich mit den von Smolensk mitgenommenen Lebensmit-

teln erquicken und laben konnte, war ich heiter und hoffte eine ruhige Nacht auf der Streu zu verleben. Aber um Mitternacht wurden wir plötzlich durch ungeheuern Lärm in unserem Schlummer gestört. Ich sprang sogleich vom Lager auf, öffnete das Fenster und hörte den Ruf: „sauve qui peut!“ Die Kosaken sind in der Stadt! Im nämlichen Augenblicke fielen auch mehrere Schüße. Das einzige Mittel sich zu retten, war schleuniger Aufbruch. Ich verließ also mit mehreren anderen Offizieren das Quartier und eilte der Stadt Orscha zu. Johann konnte mit seinen Pferden nicht fertig werden; ich mußte ihn leider seinem Schicksale überlassen. Das traurige Loos der Gefangenschaft stand mir nahe. Ich bot alles auf, ihm dießmal noch zu entgehen. Mein abgematteter Körper foderte neue Anstrengung. Gegen Mittag erreichte ich endlich glücklich Orscha und streckte mich vom Elende höchst entkräftet und abgespannt auf den kalten Boden hin.

12.

In Orscha *) verschaffte ich mir neue Fußbekleidung, deren ich sehr bedurfte; denn die

*) Orscha, Stadt im Gouvernement Mohileff, am Einfluße der Orschiza in den Dniper, hat wenigstens 4000 E.

Stiefeln waren verbrannt und ohne Sohlen; aber ich fand wieder keine Lebensmittel und mußte abermals zu einem Stücke Pferdefleisch Zuflucht nehmen, das ich an den Säbel spießte und am Feuer briet. Johann hatte sich bis jetzt noch nicht eingefunden; ich hielt ihn auch für verloren. Aber dießmal hatte ich mich in meinem treuen Diener getäuscht; er hatte sich noch zu rechter Zeit geflüchtet und kam mit beiden Pferden und allem Gepäcke wohlbehalten vor meiner Hütte an. Ich stärkte und labte meinen Körper wieder und sah muthig dem andern Morgen entgegen. Kaum graute der Tag, so begann allgemeiner Aufbruch und Alles rannte mit Geschrei und in größter Unordnung auf der Heerstrasse fort. Schon vor der Stadt gerieth ich in fürchterliches Gedränge; französische Gensd'armen wollten die aufgelösten Schaaren nicht weiter ziehen lassen und geboten im Namen des Kaisers hier zu bleiben und sich um ihre Adler zu versammeln. Es kümmerte sich aber Niemand um dieß Geschrei und die Masse wälzte sich unaufhaltsam auf der Strasse fort. Kaum war eine Stunde Weges zurückgelegt, als furchtbarer Lärm entstand und der famöse Ruf „les Cosaques! sauve qui peut!“ von allen Seiten ertönte.

Ich sah mich um und bei Gott! die Kosaken waren ganz in unserer Nähe. Meine Pferde waren durch schlechtes Futter und Strapazen so entkräftet, daß sie nicht mehr vorwärts konnten; wollte ich mich daher auch dießmal noch dem sicheren Loose der Gefangenschaft entziehen, blieb mir nichts weiter übrig, als wieder zu gehen. Die Pflicht der Selbsterhaltung gebot mir den treuen Begleiter nebst Pferden seinem Schicksale zu überlassen. Johann erhielt die bestimmte Weisung, sich wo möglich mit den Pferden zu retten und mich morgen im nächsten Städtchen aufzusuchen. Ich schloß mich schnell einem Haufen zusammengerafter, bewaffneter Menschen an, den die Kosaken stets in einiger Entfernung begleiteten. Kaum hatten wir eine kurze Strecke zurückgelegt, umschwärmten sie uns schon in der Nähe. Doch ihre Versuche uns aufzulösen, waren vergeblich. Dieser entkräftete Leichenähnliche Haufe hielt stets diese Söhne der Steppen in gewisser Entfernung von sich. Alle Angriffe scheiterten an dem mit Verzweiflung kämpfenden Muthe dieser zum Theil bewaffneten Masse. In diesem Zustande der Vertheidigung hielten wir alle Verfolgungen der Kosaken ab, die sich auch gegen Abend zerstreuten. Solche Augenblicke

glänzen als Lichtpunkte in dem Trauergemälde dieses Feldzuges und ihre Rückerinnerung wird stets die Brust des Kriegers mit edlem Stolze erfüllen. Aber ein gräulicher Anblick zeigte sich hinter uns; Alles wurde zerspießt und geplündert. An Gefangenen war dem Feinde Nichts gelegen, weil er wohl wußte, daß wir unserm Schicksale nicht entgehen konnten. Wir verliessen die Strasse, um die Schutthaufen eines rechts seitwärts gelegenen Dorfes zu beziehen. Die Nacht war ziemlich ruhig; auch theilten einige gute Kameraden ihre äußerst sparsame Mahlzeit mit mir. Am andern Morgen brach ich sehr früh auf und erreichte Mittags das Städtchen Tolokschin. Mit Gewalt drängte ich mich hier nebst vielen andern in ein Judenhaus, um da zu übernachten. Mit Sehnsucht wartete ich auf Kunde von meinem treuen Begleiter; aber vergeblich. Kaum war die Nacht vorüber, als ich vor die Thüre der mit mephitischen Dünsten angefüllten Wohnung trat, um frische Luft zu schöpfen. Was erblicke ich! wen sehe ich!? Meinen treuen Johann, aber ohne Pferde. Er sagte, Hier bin ich, Herr! aber ich habe Alles verloren. Die Kosaken haben mir Alles abgenommen und viele Lanzenstiche versetzt. Hals und Arme waren voller Wunden. Welchen Ein-

druck diese Nachricht auf mich machte, kann nur derjenige denken, welcher in ähnlicher Lage war. Verlassen und aller Hülfsmittel beraubt verschwand nun jede Hoffnung zu weiterem Fortkommen. Mein armer Bedienter erregte Mitleid, aber ich konnte ihm nicht helfen. Er mußte nun gleich mir für sich selbst sorgen und sein Loos war auch der Tod. Ich setzte nun allein, mit zerlumpten Kleidern und ausgehungertem Magen meinen Marsch nach Borisoff fort, in der Erwartung, nun bald das Ziel aller Leiden zu erreichen. Aber ich täuschte mich. Es stand im Buche des Schicksales geschrieben, noch weit härtere Prüfungen zu bestehen. Meine Nahrung bestand von nun an nur in krepirtem Pferdefleisch, das ich oft roh genießen mußte. In beklagenswerthem Zustande erreichte ich am 26sten November die Stadt Borisoff.

13.

Der Name dieser Stadt flößte Schrecken ein. Es war uns wohl bekannt, die Russen würden hier noch einmal die letzten Reste der Armee angreifen und wo möglich vernichten. Vor der Stadt wurde ein Treffen geliefert und in Borisoff selbst schlug man sich verzweiflungs=

voll um den Besitz der Brücke. Bei Vertheidigung derselben wurde das 7te Würtembergische Infanterie-Regiment fast gänzlich aufgerieben; es war zu Deckung des Dniper Ueberganges von Danzig und Minsk zu Hülfe geeilt. Bei meiner Ankunft in der brennenden und verheerten Stadt Borisoff hörte ich von allen Seiten den Donner des Geschützes, das Pfeifen der Kugeln, das Geschrei der mit Verzweiflung kämpfenden Schaaren und das Winseln der Verwundeten; aber gleichgültig für dieses Gemisch von Todesgefahren dachte ich nur an Obdach und Stillung meines heißen Hungers. Ich trat in das nächst gelegene Haus, dessen oberer Stock auch schon abgebrannt war und traf darin viele mir theils ganz unbekannte, theils durch Elend und Rauch ganz entstellte Menschen. Unter letztere gehörte mein Hauptmann, den ich nur noch an der Stimme erkannte; freundlich theilte er mit mir einen Mehlbrey, den ich, obgleich ohne Fett und Salz doch gierig verzehrte. Nachdem wir uns einige Stunden im Judenhause erholt hatten, mußten wir uns doch endlich zur Abreise nach Minsk bequemen, wo sich die Armee sammeln sollte. Der Donner des Geschützes drang nicht nur stets zu unseren Ohren, sondern näherte sich

sogar. Ich ging deshalb aus Dankbarkeit gegen meinen Wohlthäter mit noch einigen Offizieren auf die Strasse, um genaue Erkundigung einzuziehen, ob wir den Marsch nach Minsk fortsetzen könnten. Aber wie groß war unser Staunen, als wir alle Strassen leer fanden! Die ganze Masse war schon aufgebrochen und die Kosaken wurden sichtbar. Kaum war es noch möglich, der Gefangenschaft zu entgehen. Schnell war Entschluß gefaßt. Wir verließen sogleich unser Obdach und folgten schleunigst den Trümmern der Armee, welche auf einer nicht nach Minsk führenden Strasse noch sichtbar waren. Jeder Augenblick drohte, Beute der Kosaken zu werden; wir entgingen ihnen aber glücklich, weil sie dem Anscheine nach auf unseren Besitz keinen Werth legten. Unter steter Verfolgung erreichten wir am 27sten November Abends das Dorf Sembin *). Dieses Dorf war der Sammelplatz der ganzen großen Armee, welche in ihrem blühenden Zustande eine halbe Million Soldaten, jetzt aber keine 30,000 streit-

*) Die Armee überschritt (nach Segür) die Beresina bei dem Dorfe Stutzianka. Das Dorf Zembin oder Sembin aber liegt am diesseitigen rechten Ufer der Beresina. D. H.

bare Menschen mehr zählte. Hier wurde beschlossen, über die oberhalb des Dorfes fließende Beresina zwei Brücken zu schlagen, um die Armee darüber führen zu können. Der Uebergang über diesen Fluß ist allgemein bekannt; es wäre deshalb überflüßig, ihn umständlich zu erzählen. Ich beschränke mich daher blos auf meine eigene dabei gemachte Erfahrung. In dem Dorfe Sembin suchte ich mit mehreren meiner Kameraden Unterkunft, um uns vor dem Einfluße der Witterung zu schützen. Ueberall verdrängten uns die allgewaltigen noch bewaffneten französischen Garden; es gelang nur nach vieler Mühe und Plage einen Keller zu finden, von dem wir mit dem festen Vorsatze Besitz ergriffen, unter keiner Bedingung zu weichen und uns auf das äußerste zu vertheidigen. Hiezu bestimmte uns um so mehr die unangenehme Nachricht, wir würden erst übermorgen am 29sten die Brücke überschreiten können. Am 28sten machte ich mich mit der Gegend bekannt, wo die Brücken geschlagen werden sollten, um doch für den andern Tag einigermaßen orientirt zu seyn. Mein Standpunkt war eine Anhöhe; von dieser herab erblickte ich zu meinen Füßen ein großes kesselförmiges Thal, durch welches die Beresina strömte, die nur halb gefroren zu seyn

schien. In der Nähe des Flußes selbst bemerkte ich größte Thätigkeit, im Thale aber Tausende von Wagen, Kanonen, Fourgons, theils mit, theils ohne Bespannung umgeben, von vielen tausend Menschen. Dieses bunte Gewimmel erwartete in gespanntester Erwartung den zum Uebergang bestimmten Zeitpunkt. In dieser Lage verlebte ich mit meinen Unglücksgefährten noch eine Nacht in unserem Keller ohngeachtet der häufigen Versuche uns aus demselben zu vertreiben.

14.

Der merkwürdige 29te November erschien und von allen Seiten erscholl der Donner des Geschützes. Die Russen rückten heran, um uns vom Fluße zu verjagen und zu vernichten. Schnell eilten wir hinab in das Thal und jeder dachte jezt an seine Rettung. Ich gerieth sogleich in fürchterliches Gedränge und wurde von der Masse fortgeschoben und gedrückt. Ueberall erscholl der berüchtigte Ruf: „Sauve qui peut!“ Auf allen Gesichtern las man Wuth, Angst und Verzweiflung. Völker, die noch vor Kurzem durch gemeinschaftlich errungene Siege miteinander vereinigt waren, begegneten sich jezt auf die grausamste, feindseligste Weise. Kein

Befehl wurde gehört und beachtet. Man hörte nichts als Geschrei des Schmerzes und der Wuth. Mit Herzzerreissenden Gefühlen hörte man das Angstgeschrei und Gewimmer der Gatten, Väter und Mütter. Einige machten sich unter gräßlichen Verwünschungen Bahn mit dem Säbel in der Faust. Von allen Seiten wurde gehauen und gestochen; ich selbst erhielt von dieser wild durcheinander drängenden Menschenmasse einige Hiebe auf den Kopf, machte mir aber mit meinem Säbel etwas Luft. Kaum hatte ich mich einige Schritte vorwärts gedrängt, als ich plötzlich einen so derben Schlag auf die Hand erhielt, daß ihr meine Waffe entfiel. Nun war ich auch dieser beraubt. Die Entfernung von der Brücke betrug vielleicht nur 500 Schritte und doch schien es unmöglich, dieß Ziel zu erreichen. Gern wäre ich umgekehrt, allein ich war auch dieß nicht im Stande. Ich drängte also immer vorwärts. Aber plötzlich wurde ich von den Vorderfüssen eines sich bäumenden Pferdes zu Boden gedrückt und mit mir ein Weib sammt ihrem Kiude, das sie auf den Armen trug. Wer aber stürzte, war gewöhnlich rettungslos verloren; dasselbe glaubte ich auch von mir, aber ein guter Genius schützte mich vor diesem jämmerlichen Tode.

Verzweiflung und Todesangst verliehen mir neue Kräfte; nach langem Ringen raffte ich mich wieder in die Höhe und ich sah mich in der Nähe der Brücke. Aber welch schrecklicher Anblick! die Brücke war mit Menschen und Pferden, Wagen und Kanonen so angefüllt, daß es unmöglich war, sie zu betreten. Wer dem Stärkeren in den Weg kam, wurde ohne Erbarmen über die Brücke hinabgeworfen und fand den jämmerlichsten Tod in den Fluthen der berüchtigten Beresina. Ueberall von Todesgefahren umgeben, entschloß ich mich in's Wasser zu springen, um über todte Menschen und Pferde, womit die Beresina angefüllt war, oder über Eisschollen das jenseitige Ufer zu erreichen, vielleicht aber auch an der ziemlich niedrigen Brücke hinaufzuklettern. Einige Franzosen gingen vor mir her, vertrauten sich dem verführerischen Flusse an, glitschten aus und ertranken. Es verging mir nun die Lust, ihnen zu folgen. Ich bot alle Kräfte auf, die bereits krachende Brücke zu erklettern, aber mehrere Versuche mißlangen, weil ich immer wieder herabgestossen wurde. Man warf nun auch noch mehrere Wagen mit den Pferden hinter mir in's Wasser und der Rückzug war mir nun versperrt. Jezt galt es Leben oder Tod. Die

letzten Kräfte wurden aufgeboten und die äusserste, durch Verzweiflung erzeugte Anstrengung, brachte mich glücklich an das ersehnte Ziel. Die Brücke war erstiegen und in einigen Augenblikken lag sie mir im Rücken. Das Meisterwerk war vollbracht und das jenseitige Ufer erreicht. Wer schildert meine Gefühle! Ich dankte Gott für Rettung aus dieser Noth und Gefahr. Jezt stand ich am andern Ufer und war in Betrachtungen versunken über das schreckliche Loos, welches den Unglücklichen bevorstand, die sich noch jenseits befanden. Kaum war ich einige Minuten ruhiger Zuschauer dieses Gedränges gewesen, als die Brücke unter fürchterlichem Krachen einstürzte und die darauf befindliche Masse von den schauerlichen Fluthen der verhängnißvollen Beresina begraben wurde. Mein Pinsel ist zu schwach, die Schreckensbilder mit solchen Farben zu malen, wie sie sich meinen Augen darstellten. Nur jener wird im Stande seyn, sich eine Idee von meiner Schilderung zu machen, der Augenzeuge von Auftritten war, die Wuth, Angst und Verzweiflung damals erzeugt hatten. Genug von diesem traurigen Bilde. Die Beresina ist überschritten und der Weg nach Wilna steht mir offen.

Uebergang über die Berezina im November 1812.

15.

Mit frohem und Dank erfüllten Herzen gegen den Allmächtigen setzte ich mit einem Offizier unsers aufgelößten Armee-Corps die Reise auf der Strasse nach Wilna fort. Die immerwährende Verfolgung des Feindes schwächte meinen entkräfteten Körper jetzt sehr, doch hatte ich noch Vertrauen und Muth genug, alles Ungemach standhaft zu ertragen. Noch in der Nacht desselben Tages erreichten wir ein Städtchen, das, irre ich nicht, Pleschnike hieß. Mit welchen Gefühlen von Sehnsucht und Freude wir dieses Städtchen betraten, läßt sich daraus schließen, wenn ich bemerke, daß wir seit dem Uebergange über die Beresina weder Ruhe noch Nahrung genossen hatten. Wir hofften hier in irgend einer Hütte, hinter einem Hause oder an einer Mauer Obdach zu finden, aber vergebens. Jede Schutzwehr vor Wind und Regen war mit Hunderten von Menschen umlagert, die sich beharrlich weigerten, Jemand aufzunehmen, besonders solche, die keine Lebensmittel hatten. Schon lange war ich mit meinem Kameraden verzweiflungsvoll umhergeirrt, als ich auf einmal deutsch sprechen hörte; dieser Stimme eilte ich entgegen und traf vor einem Hause eine . . . sche Schildwache. Sie versicherte mir, es

seyen Offiziere ihres Corps in diesem Hause. Von den freudigsten Hoffnungen belebt, trat ich mit meinem Freunde in das von deutschen Offizieren angefüllte Zimmer; ruhig und bescheiden baten wir, uns auf einige Stunden Ruhe zu vergönnen, aber unsere Bitte wurde mit Lärmen und den kränkenden Aeusserungen erwiedert, sogleich weiter zu ziehen, weil hier Niemand aufgenommen würde. Wir konnten unser gerechtes Staunen über solche Behandlung von Deutschen nicht unterdrücken, verließen aber sogleich das Zimmer. Menschlichere Gefühle hegten die neben an beherbergten Unteroffiziere desselben Corps; sie nahmen uns gutwillig auf und theilten mit uns ihren engen Raum. *)

*) Diese Anekdote veranlaßt mich zur Mittheilung einer ähnlichen aus eigener Erfahrung. Am 10ten Dezember 1812 auf dem Rückmarsche von Wilna in Kowno angekommen, bewohnte ich mit 30 andern deutschen Offizieren das Zimmer eines Judenhauses, vor welchem eine Schildwache stand, die Jedermann den Eingang wehrte. Am 11ten führten mich Dienstgeschäfte in die Hauptstrasse, und ich begegnete im Gedränge der ankommenden aufgelößten Armee 2 westphälischen Offizieren. Sie waren beide mit Pelzen bekleidet und der Eine trug einen so eben für 10 Franken gekauften Laib Brod unter

Hier ruhten wir einige Stunden im großen Gedränge und Gestank, verzehrten mit einem Feldwebel jener Truppe etwas Mehlbrey und setzten dann auf der großen Strasse nach Wilna unsere Reise fort. Der Mangel an Lebensmitteln ließ jezt etwas nach. Die Armee besuchte nun die links und rechts von der Strasse gelegenen Dörfer, welche die Leiden und Drangsalen des Krieges noch nicht so sehr empfunden hatten, als die jenseits der Beresina gelegenen. Wir wurden aber doch stets durch Kosaken in unseren Quartieren beunruhigt, oder wohl gar vertrieben und

dem Arme. Kaum hatten sie mich für einen Deutschen erkannt, als sie mich dringend um Aufnahme in meinem Quartiere baten. Ich erfüllte ihren Wunsch, obgleich jeder Winkel unserer Wohnung schon besetzt war. Als wir in der Nacht vom 12ten zum 13ten Dezember Kowno verließen, suchte ich diese beiden Offiziere in allen Ecken des Zimmers und fand sie nicht. Von ihrer Anwesenheit überzeugten mich aber die im Zimmer befindlichen Degen. Es that mir leid, diese Offiziere ihrem Schicksale überlassen zu müssen; ich verließ Kowno in der Ueberzeugung, sie würden entweder Raub des Todes oder der Gefangenschaft werden. Das verhängnißvolle Jahr 1813 verlebte ich in Danzig. Nach der Kapitulation dieser Festung kam ich im Februar 1814 nach Duderr-

jämmerlich zerstachen sie jeden, der das Unglück hatte, in ihre Hände zu fallen. Täglich wechselte meine Gesellschaft, weil man sich im Gedränge und dem durch Kosaken veranlaßten Lärmen sehr leicht verlor. Bis jezt war es mir noch gelungen, diesen Menschen-Jägern zu entgehen, aber immer mehr schwand die Aussicht zu weiterem Fortkommen. Die Kälte wurde immer strenger, meine Schuhe hatten kaum noch Brandsohlen und die körperlichen Kräfte minderten sich von Tag zu Tag. Nur Selbstver-

---

stadt und betrat eines Morgens die dortige Apotheke. Mit einem Freudenrufe trat mir ein Mann entgegen, der preußische Uniform trug. Ich erkannte ihn sogleich für einen jener beiden in Kowno untergebrachten Westphalen. Nachdem wir uns etwas von unserem Erstaunen erholt hatten, erzählte mir der wiedergefundene, er habe mit seinem Kameraden in einem entlegenen Gewölbe des Hauses fest geschlafen, sey aber zur rechten Zeit (irre ich nicht) durch den Juden selbst geweckt worden und habe dann sogleich die rechts nach Tilsit führende Strasse eingeschlagen, während die Armee links nach Gumbinnen den Rückzug fortgesezt hatte. Glücklich sey er mit seinem Gefährten allen Verfolgungen des Feindes entgangen und bekleide nun die Stelle eines Pr. Lieutenants bei einem preußischen Landwehr-Regimente. D. H.

trauen verließ mich nicht und das standhafte Beispiel einiger meiner Kameraden erhöhte den Muth und leuchtete voran zur würdigen Nachahmung. Ohnweit Smorgoni, einem ohngefähr 12 polnische Meilen *) von Wilna entfernten Städtchen, traf ich mehrere Kameraden meines Regimentes; in ihrer Gesellschaft eilte ich, Wilna, das vermeintliche Ziel unserer Leiden, zu erreichen. Ehe wir aber in diesem angeblichen Hafen der Ruhe einlaufen sollten, hatte uns das Schicksal noch zu harten Prüfungen erkoren. Wir entkräftete, Gespenstern ähnliche Menschen hatten uns ohngefähr eine Meile diesseits Smorgoni an einem Feuer gelagert, von welchem so eben ein Haufe Franzosen durch die Rußen verjagt worden war. Höchst müde und abgespannt entschloß ich mich mit einem uns allen sehr werthen Freunde, dem Grafen O... in eine nahe Scheune zu kriechen, um dort im Heu auszuruhen und zu schlafen. Alle Warnungen waren vergeblich. Die Natur foderte ihre Rechte und ohne Rücksicht auf die Folgen bestiegen wir einen großen Haufen Heu. Wir hatten kaum die matten Glieder ausge-

*) Zwei und zwanzig polnische Meilen machen fünfzehn deutsche.

ſtreckt, als die mit Geſchrei und Aechzen verbundenen Worte ertönten: „mon Dieu! mes pieds! ma tête!“ und dergleichen mehr. Ohngeachtet dieſer beunruhigenden Nachbarſchaft ſchlief ich bald mit meinem Freunde ein und ahnte nichts von der großen uns bevorſtehenden Gefahr. Fürchterlicher Lärm weckte mich plötzlich aus meinem Schlafe und der ſchreckliche Ruf ertönte: „Heraus, wer ſich noch retten kann, die Scheune brennt!“ Neu belebt ſprang ich aus dem Heu heraus, weckte meinen Freund und flüchtete mit ihm eiligſt aus der Scheune. Kaum hatten wir ſie verlaſſen, als ſie in lichten Flammen ſtand. Sie war von der Rückſeite durch boshaftes Geſindel angezündet worden und wer noch im Heu ſtack, ſtarb den ſchrecklichen Tod der Flammen. Dieſem glücklich entronnen ſchleppten mich nun meine erfrornen Füße mühſam weiter. Unſer gemeinſchaftliches Beſtreben war jezt dahin gerichtet, den unglücklichen Grafen D . . . zu retten, aber es war leider unmöglich. Seine Kräfte hatten ihn gänzlich verlaſſen und wir waren ſelbſt zu ſchwach ihn tragen zu können. Was blieb uns alſo übrig? Wir mußten ihn dem Schickſale überlaſſen, und unter Obhut ſeines treuen Bedienten blieb er in Gottes Namen

an der Strasse liegen. Unter wehmüthigen Gefühlen trennten wir uns von dem Unglücklichen, dessen Loos leicht zu errathen ist. Er theilte gleiches Schicksal mit vielen Tausenden und sein erstarrter Leichnam ruht in den eisigen Gefilden Rußlands.

16.

Die Kälte hatte jezt den höchsten Grad erreicht und wegen Mangel körperlicher Kräfte konnten wir nur kleine Märsche machen. Es war am 4ten Dezember als wir uns entschlossen, auf ein links von der Strasse gelegenes Dörfchen loszusteuern, um dort auszuruhen und wo möglich von dem wenigen Vorrath unseres Mehles Suppe zu kochen. Meine Kräfte waren so erschöpft, der Hunger so groß und die Zehen vom Froste schon so schwarz, daß ich nur mit Mühe das Dorf erreichte. Ich trat in ein verlassnes Bauernhaus, streckte mich auf die Bank aus und schlief ein. Kaum mochte eine Stunde verfloßen seyn, als mich der Ruf „Kosak!“ aus meinem süßen Schlummer weckte. Bald überzeugte ich mich zu meiner großen Verwunderung, daß sich Niemand mehr im Hause befand. Schleunigst verließ ich es und

erreichte bald meine Kameraden, die schon auf der Strasse waren. Dicht am Dorfe zeigten sich Kosaken; sie schienen aber keine Lust zu haben, uns zu fangen. Aber, o Himmel! meines Freundes Büchsensack, der seine ganze Habe enthielt, lag noch in dem so eben verlassenen Bauernhause. Ich trug die Schuld und machte mir über diese Nachläßigkeit große Vorwürfe; deßhalb entschloß ich mich gegen den Willen aller Kameraden, umzukehren und das Verlorne zu retten. Sie gaben das Versprechen, meine Rückkehr abzuwarten und hielten es auch. Muth und Hoffnung beflügelten meine Schritte und bald hatte ich das Bauernhaus erreicht. Kosaken waren nicht mehr sichtbar und rasch öffnete ich die Thür. Aber welcher Anblick! das Zimmer war mit Bauern angefüllt, die sich in eine eben gemachte Beute theilten. Als ich ihnen den Zweck meiner Ankunft zu verstehen gab, holte einer ein großes Beil vom Ofen und machte Miene, mir den Kopf zu spalten. Der ganze Haufe begleitete diese Drohung mit scheußlichen Geberden und Fluchen. Es wäre wahnsinnig gewesen, auf meiner Foderung zu beharren; eiligst verließ ich das Haus und bald hatte ich die Meinigen wieder eingeholt. Vom Vorfall unterrichtet, freuten sie sich über meine Rettung

und der durch meine Nachläßigkeit seines Büchsensackes beraubte Freund erklärte unter solchen Umständen gerne mit mir leiden und entbehren zu wollen. Elend und entkräftet schleppten wir uns nun wie Gespenster auf der großen Strasse fort mit dem festen Vorsatze, sie nicht mehr zu verlassen, weil wir uns der Gefahr aussetzten, nackt ausgezogen oder erschlagen zu werden. Am 6ten Dezember wurde das von uns in Beschlag genommene Bauernhaus von Kosaken so umringt, daß sie mit den Lanzen durch die Fenster stachen. Einige meiner Freunde verliessen das Haus, um sich schnell zu retten, aber sie liefen den Kosaken schnurstracks in die Hände und wurden unter meinen Augen rein ausgeplündert, doch nicht ihrer Kleider beraubt und auch nicht mißhandelt. Bei dem Anblicke solcher Scenen ermunterte ich die im Häuschen befindlichen und bewaffneten Franzosen etwa 20 an der Zahl, auf die Kosaken Feuer zu geben. Ich ergriff des guten Beispiels wegen selbst ein Gewehr und wir schoßen nun zur Thüre und zum Fenster hinaus. Die Söhne der Steppen flohen und wir setzten unsern Marsch doch unter steter Verfolgung auf der großen Strasse fort. Wir waren nur noch einige Meilen von Wilna entfernt; zur schnelleren Erreichung dieses Zieles ruhten

wir nur von Zeit zu Zeit an einem Feuer oder in einem Schoppen. So kamen wir denn auch einst in der Nacht an einen abgebrannten Krug, der von Franzosen und einigen Deutschen besetzt war. Unsere Bitte, am Feuer Platz nehmen zu dürfen, wurde nicht nur abschlägig erwiedert, sondern man bedeutete uns sogar, auf der Stelle abzuziehen, wollten wir nicht hinausgeworfen seyn. Wir mußten dem Drange der Umstände weichen und — gingen. Meine Kräfte nahmen immer mehr ab und längst wäre ich dem Elende unterlegen, hätte mich nicht die Hoffnung belebt, in Wilna das Ende aller Leiden zu finden. Dort sollten wir ja eine Armee und Magazine jeder Art treffen. Unter steten Trostsprüchen, die ich mir selbst gab, gelang es mir mit Gottes Hülfe am 9ten Dezember 1812 vor den Mauern von Wilna anzukommen. Je mehr man sich der Stadt näherte, je größer wurde die Zahl der an der Strasse hingestreckten Leichen. Hunderte lagen am Thore selbst, die sich mühsam bis hieher geschleppt hatten, um dann ihren Geist aufzugeben. Ich schleppte mich mit meinen Kameraden in die Stadt hinein. In den Strassen herrschten die größte Unordnung und Verwirrung: alle Kaufläden waren geschlossen, die Häuser verrammelt und die Fenster verriegelt.

Offiziere und Soldaten aller Nationen liefen verwirrt untereinander herum. Die Strassen waren mit Todten angefüllt; die Juden zogen Hunderte nakt aus und warfen dann diese Unglücklichen zum Hause hinaus. Solche Auftritte ließen leicht vermuthen, daß wir abermals hier nicht bleiben würden. Ueberall verbreitete sich der Lärm, die Armee werde morgen wieder aufbrechen und ihren Marsch nach Königsberg fortsetzen. Unser erstes Bestreben ging dahin, Offiziere unseres Corps zu finden. Schon hatte die Nacht ihre dunklen Schatten über Wilna ausgebreitet, als es uns endlich gelang, mehrere Kameraden in einem Judenhause zu treffen. Hier labte ich meinen abgematteten erfrornen Körper aus Mangel an Brod mit Zwiebeln und Branntwein, legte mich auf den Fußboden des Zimmers, und schlief sogleich ein. Es mochte ohngefähr Abends 10 Uhr seyn, als ich auf sehr unsaufte Weise aus dem Schlafe geweckt wurde. Von allen Seiten rief man mir zu, mich aus dem Hause zu packen, wozu ich mich auch entschloß. Aber bitter wurde meine Erwartung getäuscht. Jede Anstrengung und Mühe waren vergeblich, mich vom Boden zu erheben. Die Nerven waren zusammengeschrumpft und alle Versuche mißlangen, mich aufrecht zu halten. Einige Soldaten, Zeugen meines schwa-

chen Zustandes, richteten mich in die Höhe, und einer nahm mich auf den Rücken mit den Worten: „fort mit diesem Herrn, ich will ihn in's Spital tragen.“ So schleppte er mich durch die Stadt und brachte mich an den Ort des Jammers und des Elendes. In diesem sogenannten Spitale waren den kranken Offizieren einige große Zimmer eingeräumt worden; aber es fehlten die nothwendigsten Bedürfnisse, nemlich Holz und Lagerstroh. In eines dieser Zimmer wurde ich nun gebracht, auf den kalten Stubenboden hingelegt und so meinem Schicksale überlassen. Man denke sich diese traurige Lage! der kalte Nordwind verbreitete furchtbare Kälte in einer Wohnung, die ohne Feuerung nur geringen Schutz bot. Das Zimmer lag voll von kranken, größtentheils bewußtlosen Menschen und der Tod streckte in diesem Jammerthale seine mächtigen Arme aus, um die Früchte reicher Saat zu ernd=ten. Von Seiten unseres General=Commando wurde zwar Alles aufgeboten, unsere Lage zu erleichtern, aber bei der herrschenden Verwirrung konnten mit dem besten Willen die Befehle nicht vollzogen werden. Man machte uns bekannt, die Armee werde in dieser Nacht noch aufbrechen und man müsse uns der Gnade der Sieger überlassen. Ein Arzt wurde beordert,

hier zu bleiben, mit dem gemeßensten Befehle, für uns bestmöglichst zu sorgen. Das schrecklichste Loos des Militärs stand mir noch bevor — die Gefangenschaft. Umsonst war ich so oft dem Tode im Gewühle der Schlacht entronnen, umsonst hatte ich diese beispiellosen Strapazen ertragen und umsonst meinen entkräfteten Körper bis hieher geschleppt. Alle Anstrengungen waren nur geschehen, um in die Hände eines rohen, Rache athmenden Feindes zu fallen und seinen Mißhandlungen Preis gegeben zu werden.

Dritter Abschnitt.

17.

Jedes bis jezt ertragene Ungemach wird verdunkelt durch die Leiden und traurigen Verhältnisse, denen ich jezt noch ausgesezt wurde und die ich zu erzählen Willens bin. Gefangenschaft ist stets ein trauriges Loos, aber es erreicht einen noch höheren Grad von Bitterkeit, wenn man im kranken und elenden Zustande in die Hände einer ungebildeten, rohen und erbitterten Nation fällt, die abgestumpft für Gefühle von Menschlichkeit nur darauf sinnt,

sich zu rächen für das große von einem eroberungssüchtigen Feinde ihr zugefügte Elend und Unglück. Am 10ten Dezember rückten die Rußen in Wilna ein; wir hörten lange ihr Toben und Lärmen in den Strassen, ehe sie uns ihren Besuch abgestattet hatten. Aber plötzlich drang ein Haufe unter wüthendem Getöse und Fluchen die Treppen herauf und sezte uns in Angst und Schrecken. Die Thüre öffnete sich und gleich Adlern fielen diese unbarmherzigen Menschen über uns Unglückliche her und mißhandelten uns jämmerlich. Mehrere wurden ganz ausgezogen und noch obendrein geprügelt. Allen menschlichen Gefühlen entfremdet versezte einer dieser rohen Bande mir, dem krank auf dem Boden liegenden solche Kantschuhhiebe auf meine aufgebrochenen Füße und schwarzen Zehen, daß sie bluteten. Das Halstuch riß mir einer mit solcher Hast ab, daß mir die Kehle beinahe zugezogen worden wäre; man willfahrte meiner Bitte, es selbst abnehmen zu dürfen. Vergebens baten wir mehrere russische Offiziere um Schutz; sie steuerten dem Unfuge nicht. Endlich verließ uns diese gefühllose Schaar, doch um nur einer andern Platz zu machen. Am folgenden Morgen besuchte uns ein Trupp gleich unfreundlicher Gäste, die ihrem Aerger über die

gescheiterte Beute in den gemeinsten Schimpfworten und Kantschuhhieben Luft machten. Von gutmüthigen Menschen in der Stadt erhielten wir einige Kleidungsstücke zur Bedeckung unserer Blöße, aber kaum im Besitze, wurden sie uns von gefühllosen, unbarmherzigen Menschen wieder abgenommen. Diese abscheuliche Plünderung dauerte wenigstens 8 Tage. Das Elend war grenzenlos und die Feder ist zu schwach, um eine lebendige Schilderung dieses Jammerthales zu machen. Ich beschränke mich blos auf Erzählung meiner Schicksale während meines Aufenthaltes in Wilna. In demselben Zimmer des sogenannten Spitales lagen noch außer mir 18 Offiziere unseres Armeecorps; auf dem bloßen Boden ohne Stroh hingestrekt waren sie, wie ich, im erbärmlichsten Zustande. Das Eis hieng an den Wänden und die Fenster waren gefroren; demohngeachtet wurde das Zimmer nicht geheizt. Mehrere Kranke erfroren sich deßhalb Glieder. Zur Nahrung reichte man uns fettes Schweinenfleisch und Hülsenfrüchte. Der von unserem Armeecorps zur Pflege der Kranken beorderte Arzt verschaffte sich Arzneyen bei einem Apotheker in der Stadt und sorgte für bessere Behandlung. Nachdem wir oft genug geplündert worden waren, gab man uns auch eine

Schutzwache. Bis jezt lag ich immer noch auf bloßem Boden und meinen Körper bedeckten noch dieselben Kleider wie vor mehreren Monaten; hiezu rechne ich auch das weiße Damen Kleid, welches ich statt des Hemdes trug. Dieser Mangel an Reinlichkeit hatte üblen Einfluß auf meinen Körper; auch hatte ich mich so aufgelegen, daß ich mich öfters vom Boden losreissen mußte. Mein Zustand wurde täglich schwächer und elender: doch hatte mich die Besinnung noch nicht verlassen. Der Schlaf, sonst milder Tröster für alle Leiden und Drangsale floh mein ärmliches Lager und bei den Schmerzen erlittener Schläge schloß nur selten erquickender Schlummer meine müden Augen. Mit schmerzlichen Gefühlen hörte ich das Jammern und Phantasieren meiner Leidens Gefährten. Kaum fing der Tag an zu grauen, suchten sich die Unglücklichen in ihrem trostlosen Zustande aufzurichten und mit wehmüthiger Theilnahme fragte Einer den Andern, ob ihn der Tod von seinen Leiden schon befreit habe. Mehrere dieser Unglücklichen starben; besonders solche, die durch den Frost Glieder verloren hatten, welche amputirt werden mußten. In diesem jämmerlichen Zustande, ohne Feuerung, ohne Lagerstroh und ohne zweckmäßige Nahrung ver-

gieng das Jahr 1812. Von den 19 mit mir in einem Zimmer befindlichen Offizieren waren 7 gestorben. Ein neues Jahr begann und mit ihm auch freundlichere Gestaltung unserer Lage. Jeder Offizier erhielt von der Kaiserin Mutter von Rußland 50 Rubel in Banknoten zum Geschenk. Diese Wohlthat kam uns allen sehr zu Statten, besonders aber mir. Ein Jude verschaffte mir Wäsche und einen Strohsack. So vergiengen Tage und Wochen ohne Besserung meines Zustandes. Die körperliche Schwäche nahm so zu, daß ich nicht mehr stehen konnte, sondern vor das Zimmer hinaus kriechen mußte. Unter solchen Umständen wünschte ich sehnlichst Aenderung meiner Lage. Drei volle Monate vergiengen in diesem jämmerlichen Zustande. Jeden Morgen hörte ich wie im neben anstossenden Zimmer die während der Nacht Verblichenen die Treppen hinunter geworfen wurden. Die im Spitale herrschende Unreinlichkeit läßt sich nicht schildern; nur so viel bemerke ich, daß 2 Stabs-Offiziere vom Ungeziefer gefreßen wurden. Holz wurde in so geringer Quantität abgereicht, daß das Zimmer nicht erwärmt wurde. Soldaten, welche sich bei der Nacht Holz zu verschaffen suchten, wurden häufig bei diesen Streifereien erwischt und durchgeprügelt. In

der Mitte des Monates März fühlte ich mich zu meiner großen Freude so hergestellt und gestärkt, daß ich mit Hülfe eines Stockes ausgehen und frische Luft schöpfen konnte. Die Versicherung des für meine Herstellung sehr besorgten Arztes, ich sey außer Gefahr, gab mir neuen Muth, alle ferneren Leiden geduldig zu ertragen. Von den 19 mit mir im Spitale befindlichen Offizieren hatte der Tod 12 hingerafft. Auch in der Stadt hatte die Zahl der Kranken sehr abgenommen; man konnte deßhalb größere Rücksicht auf Reinlichkeit nehmen. Ueber 3 Monate hatten wir uns in diesem Orte der Trauer, des Jammers und des Schreckens aufgehalten, da verbreitete sich plözlich die Nachricht, man werde uns in das Innere von Rußland transportiren. Von der Erlaubniß längeren Aufenthaltes in Wilna machte ich keinen Gebrauch; ich fürchtete den Ausbruch ansteckender Krankheiten und entschloß mich deßhalb mit der Mehrzahl meiner Freunde zur Abreise.

18.

Am 7ten April 1813 verließ ich mit vielen anderen Gefangenen Wilna. Der uns eskortirende Offizier war Liefländer und gebildet. Wir betraten die nach Minsk führende Straße. Der

Transport bestand aus Offizieren unseres Armeecorps, aus Badnern und andern deutschen Offizieren. Ohngeachtet meiner noch nicht hergestellten Füße mußte ich mich doch zum Gehen bequemen und erreichte unter Mühseligkeiten und Beschwerden am 19ten April die 30 polnische Meilen von Wilna entfernte Gouvernements-Stadt Minsk. *) Wir wurden hier bei einem Juden einquartiert; er gab uns einen Saal zum Aufenthalt und Stroh zum Lager. Mein geschwächter Körper war doch trotz der Anstrengungen ziemlich gestärkt; ich verließ deßhalb oft die Wohnung um frische Luft zu schöpfen. Unser Aufenthalt währte 8 Tage; wir machten bestmöglichsten Gebrauch davon. Am Osterfeste war große Parade mit kirchlichen Feierlichkeiten. Jeder Ruße, der dem anderen an diesem Tage begegnet, umarmt ihn und drückt ihm 3 Küße auf die Wangen mit den Worten: „Christus ist erstanden“ der andere erwiedert, „ja er ist erstanden!“ Diese damals mir unbekannte Sitte hätte mich in Minsk beinahe in große Verlegenheit gebracht. Ich trat nämlich mit einigen meiner Kammeraden in eine mit Rußen ange-

*) Hauptstadt am Swislosch, mit 2 Schlößern und 5000 Einwohnern.

füllte Brantweinschenke. Einer dieser schmuzigen Gesellschaft näherte sich mir, um mich zu umarmen; aber sein häßliches Aussehen erregte Eckel, ich trat unwillkürlich zurück und bat ihn, mich mit seinen Liebkosungen zu verschonen. Der Ruße wurde wüthend und mit ihm die ganze Gesellschaft. Sie sagte, am heutigen Tage verweigere ihr großer Kaiser keinem Rußen eine Umarmung, um so weniger dürfe und könne es ein Schelma Franzuski wagen. Die Wuth der Rußen stieg immer mehr und ich fürchtete thätliche Mißhandlungen. Wir fanden daher rathsam, eine Gesellschaft zu verlassen, die nur tiefste Verachtung verdiente. Der Aufenthalt in Minsk war uns um so angenehmer und heilsamer, als wir wußten, man werde uns in das Innere des Reiches transportiren. Zum Lebensunterhalt wurde jedem täglich ein halber Papier-Rubel oder ohngefähr 15 Kreuzer gereicht; man konnte hievon in dem ehemaligen Polen nur kärglich leben. Nach einigen Tagen kam Befehl zum Abmarsch mit der Bemerkung, wir würden nach der 1000 Werste von Minsk entfernten Gouvernements-Stadt Tamboff gebracht werden. Dieser weite Marsch, unsere schlechte Kleidung und der Mangel an Geld versezten uns in traurige und ängstliche Stimmung, aber

die Annäherung des Sommers und die Hoffnung besserer Zukunft ermuthigten uns, alles Ungemach standhaft zu ertragen. Wir verliessen am 27ten April Minsk unter Leitung eines rußischen Offiziers und mehrerer Miliz-Soldaten. Ersterer war zwar ein ungebildeter doch gutmüthiger Mensch. Die Soldaten waren alt, schlecht bewaffnet und gekleidet; wir überzeugten uns bald, sie seyen nicht im Stande, uns zu bewachen oder zu beschützen: deßhalb entschlossen wir uns, lezteres im Nothfalle selbst zu thun. Der Transport bestand beim Abmarsche von Minsk aus mehr als 100 Köpfen, worunter zum Theil rüstige Männer. Außer Offizieren unseres Armeecorps sah man Badner und Sachsen von den Herzoglichen Häusern. Das bunte Gemisch von einzelnen Uniformen und verschiedenen Anzügen, die besonderen Formen vou Tornistern und Mantelsäcken, die armseligen Milizen mit ihrem Gebieter, die elenden hölzernen zum Transport der wenigen Effekten bestimmte, mit erbärmlichen Pferden bespannten alles Eisens ermangelnden Wagen, gaben dem Ganzen ziemlich lächerliches Ansehen. Der Transport machte täglich Märsche von 15 bis 20 Wersten und übernachtete stets in unbedeutenden Dörfern. Drei bis vier Offiziere bildeten ge=

wöhnlich mit einem Soldaten einen besonderen Haushalt und nach dieser selbst getroffenen Einrichtung wurden wir auch in den schmuzigen Hütten der polnischen Bauern einquartiert. Die Offiziere unseres Armeecorps hatten wenig Geld, weil sie bei der Gefangennehmung Alles verloren hatten. Die großmüthige Unterstützung der Kaiserin Maria Feodorowna war größtentheils zur Anschaffung nothwendiger Effekten verwendet worden und deshalb waren wir lediglich auf die von der russischen Regierung uns angewiesene Summa von täglich 15 Kreuzern beschränkt. Wir lebten mit allen Offizieren in gutem Vernehmen. Am 2ten Mai überschritten wir bei dem Städtchen Ladi den uns allen, besonders aber mir unvergeßlichen Strom, die Beresina. Er war hier sehr breit und aus seinen gewöhnlichen Ufern getreten. Die Erinnerung an die Vergangenheit erfüllte mein Gemüth mit Trauer. Die Fluthen dieses verhängnißvollen Stromes hatten Tausende verschlungen und ihre Schatten zogen grinsend und erzürnt über das unerbittliche Schicksal an meiner Phantasie vorüber. Es fehlte aber auch nicht an sinnreichen Einfällen und passenden Anspielungen hinsichtlich der Vergangenheit zur Gegenwart.

19.

Am 5ten d. M. kamen wir nach Bobruisk, einer ziemlich großen Judenstadt, der es übrigens ganz an schönen Gebäuden fehlte. Bobruisk liegt an der Beresina und war eine nicht unbedeutende Festung, deren Werke viel Aehnlichkeit mit jenen von Torgau zu haben schienen, obgleich diese Festung weit bedeutender und wichtiger ist. Bobruisk wurde im letzten Feldzuge durch den polnischen General Dombrowsky lange belagert, aber nicht eingenommen. Die Stadt hatte damals eine Besatzung von allenfalls 1000 Mann und der Commandant war ein artiger, ziemlich gebildeter und der deutschen Sprache kundiger Mann. Wir wurden hier wieder Menagenweise bei den Juden einquartiert und theilten gewöhnlich mit der ganzen Familie ein unreines, mit mephitischen Dünsten angefülltes Zimmer. Am Tage mieden wir freilich so viel möglich unsern unreinen Aufenthalt, aber die Nächte waren noch zu kühl, um sie in Gottes freier Natur verleben zu können. Die Juden legten uns wegen des Kochens der Speisen viele Hindernisse in den Weg; sie weigerten sich, die nöthigen Gefäße abzureichen, in der Meynung, sie würden unrein. Konnten wir unsern Zweck nicht in Güte erreichen, so brauch=

ten wir Gewalt, weil wir uns überzeugten, man könne mit diesem unkultivirten Volke nicht anders verfahren. Unser weniges Geld nebst den Menagenbeutel verwahrten wir Nachts unter dem Kopfe und doch gelang es einem schelmischen Sohne Israels, das Säckchen zu entwenden. Alle Nachforschung war vergeblich; es war verloren. Stehlen gehört zu den größten Lastern des polnischen Juden und wird er nicht auf der That ertappt, so ist das Geraubte allemal verloren. Unser sehnlichster Wunsch, Bobruisk bald zu verlassen, wurde endlich erfüllt. Am 10ten May betraten wir frohen Gemüthes die Strasse nach Tamboff. Am folgenden Tage überschritten wir den Dnieper, an dessen Ufern wir uns vor 9 Monaten mit den Rußen blutig geschlagen hatten. Wer hätte damals geglaubt, daß wir diese Gegend als Gefangene berühren würden?! — Wir hatten jezt den alt-rußischen Boden betreten und fanden in den Dörfen gar keine Juden mehr, in den Städten aber nur wenige. Die Lebensmittel wurden billiger und wir reichten deshalb eher mit unserem Solde. Hie und da wurden wir von einem Edelmanne gastlich aufgenommen, bedauert, angegafft und bewundert. Unsere armselige Bedeckungs-Mannschaft wurde bis-

weilen zu ihrem großen Labsal von uns mit Branntwein bewirthet. Wir täuschten uns sehr in der bisher gehegten Ansicht, unsere Verhältnisse würden sich bei den Rußen bessern. Mit dem schelmischen polnischen Juden konnten wir uns nicht nur verständigen, sondern er gab auch Alles für das Geld. Nicht so war es bei den Rußen. Der rußische Bauer ist sclavisch, furchtsam und mißtrauisch gegen Fremde. Obgleich wir arme, unbewaffnete Gefangene waren, versteckten sie doch Alles aus Furcht, wir würden nehmen und nicht zahlen. Die Unreinlichkeit im Hause des Rußen übertrifft noch jene des polnischen Juden. Kälber und Schweine wohnen friedlich mit der Familie des Rußen in einem Zimmer; nur den Hunden wird der Zutritt nicht gestattet, ja selbst in der größten Kälte werden sie unbarmherzig hinausgestossen. Dieses rohe und unwissende Volk belegte alle Gefangene mit dem Namen „Franzosen;" die es für Barbaren und Heiden hielt. Die Popen hatten uns als Teufel bezeichnet, oder als Menschen, die keinen Glauben an Gott hätten. In jeder Wohnung eines Rußen hängt in einer Ecke gegen Morgen das Bildniß unseres Heilandes mit vielen andern Heiligenbildern. Jeder Eintretende begrüßt sie

durch dreimalige Bekreuzigung; wer diese Zeremonie unterläßt, ist in den Augen des Volkes kein Christ. Wir waren Anfangs mit diesen Gebräuchen noch nicht bekannt, und mußten diese Unkenntniß sehr fühlen. Bei den häufigen Zwistigkeiten baten wir gewöhnlich den uns transportirenden Offizier um Schutz, allein ohne Erfolg. Es fehlte an Kraft und militärischer Gewalt. Für die zum Transporte des Gepäckes nöthigen Wagen wurde häufig nichts vergütet; deshalb entflohen die hievon benachrichtigten furchtsamen Bauern mit ihren Pferden in die Wälder, ehe wir die Station erreichten. Die schon lange mit ihren Geschirren auf der Reise befindlichen Bauern konnten nicht freigegeben werden; hieraus entstand Murren, das zuletzt in förmlichen Aufruhr gegen den Offizier ausbrach. Er wäre unterlegen, hätten wir ihn nicht gegen Mißhandlungen der aufrührerischen Bauern in Schutz genommen. Als wir uns dem Gouvernement Tamboff näherten, wurden wir häufig alle auf Fuhrwerken weiter geschafft, weil es in dieser Gegend nicht an Pferden fehlte. Wir passirten mehrere freie kaiserliche oder von Herrnhutern und Quäckern bewohnte Dörfer. Sie unterscheiden sich im hohen Grade von den übrigen rußischen Ortschaf-

ten. Die Häuser sind freundlich von Aussen und im Innern herrschen Reinlichkeit und Wohlstand. Dieser dem Auge gefällige Anblick währte nicht lange und nach Verlauf von 20 — 30 Wersten sahen wir wieder die elenden Nomadenhütten. Im Laufe unserer langen Reise wurden wir vertrauter mit der Sprache, den Sitten und Gebräuchen des rußischen Volkes. Obgleich wir uns in sie zu fügen suchten, nannte man uns doch stets „Schelma Franzusky" und alle Mühe war vergebens, diesem Volke einen andern Begriff von unserer Nation beizubringen. Am 8ten Juni kamen wir nach Jelez *) einer ziemlich volkreichen, mit schönen Häusern versehenen Stadt. Wir wohnten hier einem feierlichen Hochamte bei. Unter Vortritt des von vielen Popen begleiteten Metropoliten feierte man einen erfochtenen Sieg und die Allianz Preußens mit Rußland. Wer die Pracht der rußischen Kirchen, die reichen Meßanzüge der Geistlichen und das Feierliche des rußischen Gottesdienstes nie mit Augen sah, kann sich keinen richtigen Begriff

*) Jelez, Stadt an der Sosna im Gouvernement Orel, mit 1200 Häusern und 8000 Einwohnern. In der Nähe ist ein Eisenwerk mit einer Fabrik von eisernen Geräthschaften.

davon machen. Besonders Herzerhebend ist der Gesang und die starken tiefen Baßstimmen der in allen Kirchen befindlichen Sänger gewähren erhabenen, das Gemüth ergreifenden Eindruck. Am 9ten Juni überschritten wir den Don; seine Ufer unterscheiden sich sehr durch ihre Freundlichkeit von jenen anderer Flüße in Rußland. Zwar wächst noch kein Wein in jener Gegend und die Kultur ist noch nicht so weit gediehen, wie in anderen von diesem Fluße bewässerten Landschaften; doch trafen wir schönen Wieswachs, Gärten und Obstzucht und die Einwohner der nächst dem Don gelegenen Dörfer schienen kultivirter als die übrigen Rußen. Am 10ten kamen wir durch die Stadt Lipezk *); wir wurden aber hier nicht einquartiert, sondern auf die umliegenden Dorfschaften verlegt. Wir versahen uns hier mit Lebensmitteln, die so äusserst billig waren, daß wir jezt schon mit unseren 15 Kreuzern manchen Aufwand machen

*) Lipezk, Stadt am Woronesch, hat 1000 Häuser und 6000 Einwohner. Das hiesige kaiserliche Eisenwerk, welches 1500 Arbeiter beschäftigte und Kanonen nebst Munition für die Flotte, auch eiserne Gußwaaren zum Verkauf lieferte, ruht jezt. Hier ist auch ein berühmter Gesundbrunnen.

konnten. Am 11ten Juni giengen wir über den kleinen Fluß Woronesch und erreichten am folgenden Tage das längst ersehnte Tamboff. *)

20.

Ziemlich früh näherten wir uns dieser Stadt. Sie liegt in einer Ebene und ist ziemlich groß und ausgebreitet. Tamboff ist der Sitz eines Gouvernements und war die erste alt-rußische Stadt, deren Gebiet wir betraten; denn Minsk gehörte sonst noch zu Polen. An einem schönen Sonntage sammelte sich der ganze Transport vor Tamboff und hielt nun in buntem Gemische den Einzug. Wer hätte damals zweifeln können, man werde uns Unglückliche bemitleiden und in anständigen Wohnungen aufnehmen?! Und wie sehr täuschten wir uns! Obgleich wir alle sehr müde waren, führte man uns doch durch die Hauptstrassen der Stadt zur Schau herum: statt uns zu bedauern, wurden wir verhöhnt, verspottet und mit Schimpfworten überhäuft. Dieser gezwungene Spaziergang dauerte mehrere Stunden, dann gab man uns

*) Tamboff, Sitz des Gouvernements gleiches Namens, liegt am Zna, hat 1600 Häuser und 10,700 Einwohner, welche einigen Handel treiben.

nach rußischer Manier Unterkunft in einer entlegenen, zum Theil vom ärmsten Gesindel bewohnten Strasse. Diese wies uns wie bisher der Polizeimeister an und wir wählten die Quartiere je 2 oder 3 selbst. Die Stadt Tamboff hat lange breite Strassen, schöne Palläste und wie alle rußische Städte, viele Kirchen. Diese besonders gaben dem Ganzen imposanten Anblick, das Innere aber bleibt gewöhnlich weit hinter der Erwartung zurück. Die Bevölkerung von Tamboff besteht zum Theil aus armen Leuten, die in schlechten, elenden Hütten wohnen und in größter Unreinlichkeit leben. Dies läßt sich besonders auf die Vorstädte anwenden, wo man, wie in allen Städten von Rußland, nur arme Bürger und Bauern trifft. Garnison war damals in Tamboff nicht; außer Invaliden und Miliz sah man kein Militär. Am anderen Tage unserer Ankunft sandten wir eine Deputation an die höheren Behörden der Stadt, um sie im Namen aller Gefangenen um bessere Quartiere und um unseren rückständigen Sold zu bitten. Erstere verweigerte man mit dem Bemerken, wir hätten keinen Anspruch darauf, die Auszahlung des Soldes aber erfolgte. Es gibt, selbst in den größten Städten Rußlands keine, wie in Deutschland zur Aufnahme von

Fremden eingerichtete Gasthöfe. Den hiezu bestimmten Häusern fehlte jede Bequemlichkeit, selbst Betten nicht ausgenommen. In Tamboff aber giebt es viele Kaffeehäuser, in welchen man Billards findet, so wie auch wohlfeilen Wein, Bier und Schnaps und dergleichen mehr. Als ich mich einst in ein solches Kaffeehaus begab, sah ich einen Mann, den ich schon früher in Rußland gesehen hatte, dessen nähere Verhältnisse ich mir aber durchaus nicht in's Gedächtniß zurückrufen konnte. Ich redete ihn an und bald erkannten wir uns. Dieser Mann war Deutscher und Besitzer einer Apotheke in Moskau, die abgebrannt war. Er hatte die Stadt bei Annäherung des Feindes nicht verlassen und war während unserer Anwesenheit Gehülfe der noch einzigen vorhandenen Apotheke. Mit sichtbarer Theilnahme erinnerte mich der ehrliche Mann an seine mir in Moskau so oft gemachten Prophezeihungen und eingedenk meines damals gegen ihn beobachteten Benehmens, erklärte er sich bereit, uns in jeder Beziehung hülfreich an die Hand zu gehen. Er unterstützte nicht nur mich, sondern auch mehrere andere, die er in Moskau gar nicht gekannt hatte, mit Geld, Kleidern, Wäsche und anderen Bedürfnissen. Beinahe selbst in Armuth versetzt,

bedauerte er, uns nicht thätiger unterstützen zu können. Wir trennten uns mit Gefühlen des wärmsten Dankes und werden uns dieses Biedermannes stets mit gerührtem Herzen erinnern. Der Befehl zum Abmarsch von Tamboff überraschte uns, ehe wir ihn vermutheten. Wir verließen diese Stadt zu unserer großen Freude schon am 19ten Juni, um unserer neuen Bestimmung, dem Gouvernement Pensa entgegenzugehen. Unsere bisherige Eskorte behielten wir, obgleich sie uns nichts nützte und ihr Anführer zu gerechten Beschwerden Veranlaßung gegeben hatte. Ausserhalb der Stadt waren wir an keine Ordnung mehr gebunden und jeder eilte mit der Marsch = Route in der Tasche auf der Strasse vorwärts, um das vorgesteckte Ziel zu erreichen. Das Wetter war schön und die 15 — 20 Werste starken Märsche überstiegen unsere Kräfte um so weniger, als wir alle gesund waren. Meine nun geheilten Füße trugen mich rasch und frohen Muthes vorwärts.

21.

In dem ersten Nachtquartiere von Tamboff, dem Dorfe Tiritschina kam es zu einem höchst ärgerlichen, das menschliche Gefühl empörenden Auftritte zwischen dem Offizier unse=

rer Eskorte und einem seiner Soldaten. Ein alter und so viel wir beurtheilen konnten, ehrlicher Miliz-Soldat wagte es, von seinem Gebieter den angeblich schon lange rückständigen Sold zu fodern. Dieser wurde nicht nur, ob mit Recht oder Unrecht?, verweigert, sondern der arme Miliz-Mann noch für seine Anmassung auf barbarische Weise gezüchtigt. Dieser alte, fast eisgraue Landwehr-Mann, der vielleicht das Seinige verlangt hatte, um dem Hungertode zu entgehen, mußte seinen grauen Kittel ausziehen, das Hemde abstreifen und seinen entblößten Rücken einer die Menschheit entehrenden Behandlung Preis geben. Derselbe Offizier, von welchem jener Unglückliche gewagt hatte, seinen Sold zu fodern, stellte sich nun auf die eine, ein Unteroffizier aber auf die andere Seite und beide hieben nun mit Finger starken Ruthen so lange auf den Alten los, bis er etwa 100 Hiebe gehabt haben mochte. Nach vollzogener Exekution zog der alte, halb ausgehungerte Landwehr-Mann seinen Rock wieder an, erhielt aber — kein Geld. Wir Offiziere waren über dieses Benehmen des russischen Offiziers um so mehr erzürnt, als sein bisheriges Betragen überhaupt gerechtes Mißfallen erregt hatte. Den armen Jeschinai (so hieß der alte Miliz-Soldat)

beschenkten wir und riethen ihm, dessen Rücken noch nach 14 Tagen schwarz aussah, er möge sich in Pensa bei irgend einem hohen Offiziere, ja selbst bei dem Gouverneur über das ihm widerfahrne tyrannische Verfahren beschweren. Der Alte versprach dieß nicht nur, sondern er that es auch wirklich. Seiner Zeit werden wir erfahren, welche Folgen dieser Schritt für ihn hatte. In der Nähe eines Städtchens, welches, irre ich nicht, Bahim hieß, waren wir bald wieder Zeugen einer Exekution, welcher ich in so ferne nur erwähne, als sie zur Genugthuung für einen von uns Beleidigten vollzogen wurde und deßhalb dem Offiziere zum Lobe gereicht. Wir begegneten nämlich einem etwa 100 Mann starken Transporte Rekruten, welche zur Armee marschirten. Diese zukünftigen Besieger Napoleons und seiner Schaaren waren meist schwächliche junge Leute, die im Vorübergehen uns schimpften oder verlachten, worüber wir tiefes Stillschweigen beobachteten. Aber auf einmal näherte sich dem mir zur Seite gehenden Unterarzt ein Rekrut und schlug jenem die Mütze vom Kopfe. Im Augenblicke packte ich den Helden und rief um Hülfe; doch seine Kameraden suchten ihn zu befreien, was ihnen auch gelang. Inzwischen kam unser die Eskorte kommandi-

render Offizier und fragte, was geschehen. Wir erzählten das Vorgefallene, und als wir seine Frage: ob wir den Thäter kennten, bejahend erwiederten, ließ er die Rekruten Halt machen. Der sie kommandirende Offizier war abwesend; deßhalb foderte der Unserige den Unterarzt auf, den Schuldigen zu bezeichnen; dieß gelang sogleich. Nun ließ der Lieutenant den Uebermüthigen auskleiden, Ruthen aus der Trotschke herbeiholen, und dem ärmlichen ausgehungerten Kerl wenigstens 100 Streiche aufzählen. Wir baten um Schonung, aber umsonst. Dergleichen zu der Armee bestimmte Verstärkungen begegneten uns oft und erregten stets Mitleid. Diese Rekruten wurden ohngeachtet der strengen Befehle des Kaisers auf ihren weiten Märschen zum Hauptdepot mit größter Sorglosigkeit behandelt. Man bekümmerte sich weder um Verpflegung noch Obdach der armen Leute. Auch war der russische Bauer gegen seine eigene Landsleute fast eben so zurückhaltend, geizig und habsüchtig, wie gegen uns, was sich seit jener Zeit bei den Fortschritten der Bildung in dem großen russischen Reiche sicher geändert hat. Die auf unserer Reise nach Pensa so günstige Witterung erlaubte uns, den größten Theil der Zeit im Freien zuzubringen. Unsere

Speisen bereiteten wir in den Gärten oder Höfen der Quartierträger, weil sie uns das Kochen in den Häusern nicht erlauben wollten. So lebten wir bis jezt einig und verträglich, ja selbst fröhlich zusammen und unterhielten uns über Vergangenheit, Zukunft und unsere Heimath. Wir täuschten uns sehr in unseren Ansichten über die politischen Verhältnisse, weil wir zu großes Vertrauen in Napoleon sezten. Nie glaubten wir, daß seine Feinde den Rhein überschreiten würden; an alle andere Ereignisse dachten wir nie.

22.

Wir sehnten uns sehr nach dem Ziele unserer Reise und erreichten es am 29ten Juni 1813. Als wir uns der Gouvernement-Stadt Pensa näherten, wurden wir plötzlich ohne besondere Veranlassung von einem Gefühle ergriffen, das uns bessere und freundlichere Aufnahme versprach als in Tamboff. Gleich beim Anblicke und Eintritt in Pensa schien es uns, als sey diese Stadt von' gebildeteren, den deutschen Sitten sich mehr nähernden Menschen bewohnt als Tamboff. Wir wurden nicht wie hier in den Strassen der Stadt zur Schau herumgeführt und aus manchen Umständen glaub-

ten wir folgern zu dürfen, die Behörden seyen artiger und theilnehmender als dort. Pensa zeichnete sich vor allen andern, bis jezt von uns gesehenen russischen Städten dadurch aus, daß sie einer hübschen deutschen Stadt ähnlich war. Die Häuser in den Hauptstrassen sind meist massiv und schön gebaut, mehrere andere Strassen gerade. Wir erhielten in Pensa weit bessere Quartiere als in Tamboff, wo man uns absichtlich in den scheußlichsten Hütten unterbrachte. Die Stadt Pensa liegt an der Mündung der Pensa in die schiffbare Sura, und hat eine Bevölkerung von ohngefähr 20000 Seelen. Wir Offiziere machten am Tage nach der Ankunft dem Gouverneur Fürsten Gallizin die Aufwartung und wurden artiger aufgenommen, als wir es in unserer Lage von einem unumschränkten russischen Gebieter erwarten konnten. Der Gouverneur eröffnete uns, es könne aus Mangel an Platz unser Aufenthalt in Pensa nur von kurzer Dauer seyn, man werde uns aber eine Kreisstadt des Gouvernements anweisen, wo wir gute Aufnahme finden und während der Dauer unserer Gefangenschaft bleiben würden. Wir äusserten den Wunsch nach baldigem Ziele unserer Reise; der Gouverneur versicherte, der uns bestimmte Ort sey nur hundert zwanzig Werste von

Pensa entfernt, die Lebensmittel seyen dort wohlfeil und die Einwohner brav; er hege die Ueberzeugung, wir würden zufrieden seyn. Wir wiederholten die Bitte, bald möglichst an den Ort unserer Bestimmung abreisen zu dürfen und entfernten uns. Während unseres kurzen Aufenthaltes in Pensa machten wir die Bekanntschaft eines dort ansäßigen aus Baden gebürtigen Schneiders, dessen schon früher in öffentlichen Blättern erwähnt worden ist. Dieser Mann hieß Franz Anton Egitmeyer *) und lebte schon geraume Zeit in Pensa. Zwei seiner Söhne standen als Offiziere in russischen Diensten. Er genoß bei den Russen hohe Achtung, hatte viele Freunde und selbst der Gouverneur war ihm gewogen. Mit Freuden ergriff Egitmeyer jede Gelegenheit, seine Landsleute zu unterstützen und

*) Von diesem Manne ist auch schon in der ersten Abtheilung Seite 94 die Rede. Hier heißt er Engertmeyer und ist gebürtig aus Bretten im Großherzogthum Baden. Der Regent dieses Landes ertheilte vor mehreren Jahren diesem Schneidermeister ein Ehrenzeichen als öffentliche Anerkennung für sein edles und uneigennütziges Benehmen gegen deutsche, besonders aber gegen badische Offiziere.

Der Herausgeber.

ihnen auf jede Weise behülflich zu seyn. Jeder damals in Pensa befindliche Gefangene wird sich stets mit warmer Dankbarkeit dieses braven Mannes erinnern. Nachdem ich ihn näher kennen gelernt hatte, erzählte ich ihm das Benehmen des russischen Offiziers gegen den alten Miliz-Soldaten mit dem Bemerken, wir hätten diesen aufgefodert, sich bei dem Gouverneur über erlittene Mißhandlung zu beschweren. Aber Egitmeyer mit den dortigen Verhältnissen besser bekannt, als ich, war anderer Meinung und unterstüzte sie mit triftigen Gründen. Solch' verwegenes und frevelhaftes Beginnen könne für Jeschinay von üblen Folgen seyn, käme es aber zu den Ohren jenes Offiziers, so dürfte der Rücken des Alten hiefür schmählich büßen müßen. Bald darauf erfuhren wir, des Schneidermeisters Prophezeihung sey wirklich buchstäblich in Erfüllung gegangen. Der unglückliche alte Jeschinay hatte abermals 100 Streiche auf seinen schwarzen zerfleischten Rücken erhalten. Jezt war der Alte zufrieden und verzichtete auf weitere Klage. Obschon sämmtliche Offiziere unseres ehemaligen Armeecorps auf den halben von Rußland bewilligten Papier-Rubel beschränkt waren, litten wir doch durchaus keinen Mangel. Die Lebensmittel waren wohlfeil und wir konn-

ten deßhalb täglich warme Speisen bereiten. Nach 14 tägigem Aufenthalte in Pensa erfuhren wir endlich den Ort unserer künftigen Bestimmung. Es war die Kreisstadt S . . . . k. Am 15ten Juli versammelten wir uns höherem Befehle gemäß im Polizei-Gebäude, wo man sich von unserem Daseyn überzeugte und den Sold vertheilte. In diesem Gebäude lernte ich einen russischen Offizier kennen, der ein besonderes Geschäft dort zu haben schien. Dieser Mann stand stets in voller Uniform im Vorzimmer und durch ihn erhielt man Zutritt vor dem Richter. Dieser greise Krieger erzählte mir, er habe schon unter Korsakoff in der Schweiz gefochten, beziehe aber doch nicht mehr als einen halben Papier-Rubel täglich, der ihm nur kärglichen Lebensunterhalt gewähre. Er benützte daher diesen Posten bestmöglichst, und wer sich ihm nicht dankbar bezeugte, wurde nicht vorgelassen. Mit einem Bürger, der sich des ihm wohl bekannten Mittels nicht bedienen wollte, kam der Krieger von Zürch in Streit und zulezt zum heftigen Wortwechsel. Das Ende desselben war, daß sich die streitenden Partheien verglichen und im nächstgelegenen Wirthshause auf Kosten des Bürgers mit Schnaps und Fischen erquickten. Wir nahmen alle herzlichen Abschied von dem

Schneidermeister Egitmeyer und verließen am 16ten Juli die Stadt Pensa mit schweren Herzen. Man transportirte uns alle auf Wagen und schon am 18ten erreichten wir ohne besondere Ereignisse den Ort unserer Bestimmung.

23.

Die Stadt S . . . . k liegt in einer Ebene an dem kleinen Fluße gleiches Namens und hat ohngefähr 4 bis 5000 Einwohner, die meist zum Bürger- und Bauernstande gehören. Dicht vor der Stadt ist eine große mehrere Stunden lange sogenannte Schanze, welche man die tatarische nennt, weil sie in früheren Kriegen gegen diese Völker errichtet worden seyn soll. S . . . . k hat wie alle russische Städte viele Kirchen und Thürme und gewährt deßhalb in der Ferne stattliches Ansehen, das zur Vermuthung führt, die Stadt enthalte viele Palläste. Ich wurde mit einigen meiner Freunde im Hause eines jungen Bürgers einquartiert, wo wir wenn auch gerade keine freundliche Aufnahme fanden, doch geräumigere und reinlichere Wohnung als in Tamboff und Pensa. Vom Schicksale erkoren, in einem anderen Welttheile die Entscheidung des großen Kampfes abzuwarten, der in Europa sich entwickeln und das Loos der Völker

bestimmen sollte, nahmen wir uns vor, Alles aufzubieten, was unsere Lage erleichtern und die schmerzliche Trennung vom Vaterlande versüßen könnte. Schon am 19ten Juli Morgens versammelten wir uns alle, um dem ersten Beamten von S . . . . k, unsere Aufwartung zu machen. Er hatte den Titel „Polizeymeister“ und den Rang eines Obersten oder General-Majors. Ein alter zur Zeit der Revolution ausgewanderter Franzose war Hausmeister und empfieng uns im Vorzimmer. Nach einigen Augenblicken erschien der Polizeymeister selbst. Er war ein artiger, freundlicher Mann von einigen 40 Jahren; der französischen Sprache nicht kundig, bediente er sich des Hausmeisters als Dollmetscher. Der Polizeymeister versicherte uns in jeder Hinsicht seines Beistandes, erinnerte an unsere Verpflichtungen, warnte vor jeder Selbstgenugthuung und ermahnte uns, jede Klage der Behörde anzuzeigen und zur Entscheidung zu überlassen. Diese Aufnahme erregte freudige Gefühle in unserer Brust, aber sie verwandelten sich in Staunen, als man uns Alle für den andern Tag zum Mittag-Essen einlud. Wir entsprachen dieser Einladung mit Vergnügen und wurden dabei recht gut bewirthet. Man reichte uns Wein, ja selbst Cham-

pagner, so wie auch Quaß, das Lieblingsgetränk der Russen. Die Gattin des Polizeymeisters sprach etwas französisch und nahm großen Antheil an unserer Lage. Wir erhielten nochmalige Versicherung steten Schutzes und Erlaubniß, das Haus des Polizeymeisters zu jeder Zeit besuchen zu dürfen. Unsere Wirthsleute sträubten sich gegen das Kochen in den Oefen und das Tabakrauchen; hierüber beschwerten wir uns und die Leute mußten sich in unsere billigen Wünsche fügen. Unsere erste Sorgfalt war nun dahin gerichtet, unseren kleinen Haushalt so zu ordnen, daß wir bei unserer beschränkten Einnahme so bequem als möglich leben könnten; dieß gelang auch bei der Wohlfeilheit der Lebensmittel *). Je drei bis vier bildeten eine Menage und bereiteten die Speisen nach vaterländischer Weise, wodurch sie bei den Russen oft Aufsehen erregten. Jedem solchen kleinen Haushalte war ein Soldat zugetheilt, der alle schweren Arbeiten als: Holzhauen u. s. w. besorgte. Wir lebten alle friedlich miteinander und unsere kleine Republik hatte gutes Gedeihen. Wir machten uns nun auch mit den

*) Das Pfund Rindfleisch kostete z. B. 10 Kopeken oder 3. Kreuzer, das Pfund Brod 5. bis 6. Kopeken.

Kirchen und öffentlichen Plätzen der Stadt bekannt und überzeugten uns bei dieser Gelegenheit, es fehle auch hier nicht an einer gewissen Klasse von Weibspersonen, die man nur in den großen Städten von Europa zu treffen glaubte. Diese frechen Dirnen stellten am hellen Tage mit der größten Schamlosigkeit auf den Strassen ihre Anträge und die Sittenlosigkeit war selbst unter der Bürgerklasse auf's höchste gestiegen. Für die uns gereichten 15 Kreuzer mußten wir außer den Lebensmitteln auch Anschaffung von Holz *), Stroh und Licht bestreiten; doch reichten unsere Mittel noch hin, bisweilen Thee oder Kaffee zu trinken, oder eine Branntweinschenke zu besuchen, deren es in allen Orten von Rußland gibt und deren Thüren mit dem kaiserlichen Adler bezeichnet sind. Wir bemühten uns mit günstigem Erfolge in S....k einen Menschen zu finden, welcher der deutschen Sprache mächtig sey. Dieser Mann hieß Sommer, war aus Kurland gebürtig und Lehrer. Er zählte 30 Jahre, war unverheirathet und lebte hier mit seiner Mutter. Sommer hatte den Rang eines Fähndrichs und trug das Portepee.

*) Ein einspänniger Wagen Holz kostete 45 Kopeken oder 13 bis 14 Kreuzer.

Er war äußerst gutmüthig und gefällig gegen uns. Wir besuchten ihn während unseres Aufenthaltes in S....k fast täglich. Die Schul-Anstalten in den Städten von Rußland sind noch sehr mangelhaft und unvollkommen; in den meisten Dörfern aber gibt es gar keine. Jeder Diener in Rußland hat militärischen Rang, der auch nach Maßgabe seines Amtes erhöht wird. Der Lehrstand steht in Rußland in großem Ansehen und kann zu ziemlich hohem Range emporsteigen. Sommer hatte zwar geringe Besoldung, er kannte aber auch, wie alle Bewohner jener Gegend (den Adel ausgenommen) die Bedürfnisse nicht wie der Deutsche. Der Russe lebt sehr einfach; seine vorzügliche Nahrung besteht aus Kraut (Capusta), Hirse und Gurken. Fleisch erscheint nur selten auf der Tafel des Bürgers. Außer dem Branntwein wird besonders viel Thee getrunken, der bei der ärmeren Klasse mit Syrup oder Honig versüßt wird.

24.

Während unseres Aufenhaltes in S....k machten wir auch die Bekanntschaft mehrerer adelichen Familien und fanden bei ihnen sehr freundliche Aufnahme. Ich erwähne besonders

den Edelmann Iwan Jaklewitsch *) Scholdaken und die Familie Bachnitz. Auch einige Popen lernten wir kennen, überzeugten uns aber, daß ihr moralischer Lebenswandel im Allgemeinen großem Tadel unterlag. Sie waren fast alle dem Laster des Trunkes ergeben, verloren aber dadurch nicht an Achtung in den Augen des Volkes. Es bezeugte auch den Betrunkenen die übliche Ehrfurcht durch Küßen der Hände. Obgleich die russischen Geistlichen verheirathet sind, so nähern sie sich doch auch den Frauen anderer; man ist auch in dieser Beziehung gegen sie nachsichtig. Der Gottesdienst in den Kirchen von S . . . . k war sehr einfach und bestand meist aus einem Gebete, dessen einzelne Strophen wie eine Litaney von der Versammlung stets wiederholt wurden, wie z. B. Gospodin pomiluj, auf deutsch: „Herr! erbarme dich unser.“ Auch der Stand der Aerzte ist in Rußland sehr geachtet, wovon wir uns selbst hinlänglich überzeugten. In unserer Mitte befanden sich auch 2 junge Unter-Aerzte, die besonders in der Arzney-

*) Es ist in Rußland Sitte, sich gegenseitig mit dem Vornamen zu rufen. Jener des Vaters nebst dem Worte „witsch“ (Sohn) wird stets beigesetzt. So heißt der jezige Kaiser „Nikolaus Paulowitsch.“

Wissenschaft noch wenig bewandert doch mit Geschäften überhäuft waren und durch manchen Verdienst ihre Lage sehr verbesserten. Ohngeachtet der vortheilhaften Anträge wollte sich doch keiner dieser Herren entschliessen, seinen Wohnsitz für das ganze Leben in dortiger Gegend aufzuschlagen. Ueberall siegten die Liebe und Anhänglichkeit für's Vaterland. Einer dieser beiden mit uns gefangenen Aerzte führte mit einem unter uns befindlichen Offiziere denselben Namen; dieser Umstand gab zu einer täuschenden Verwechslung Anlaß, die ich kurz erzählen werde. Wir schlürften eben an einem schönen Sommer Abend miteinander in heiterer Stimmung eine Tasse Thee, als plözlich ein Jude in unsere Mitte trat, der nach dem Doktor fragte. Dieser war nicht da, wohl aber der Offizier gleiches Namens. Kaum hatte der Jude seinen Wunsch geäussert, als sich der Offizier für den Arzt ausgab und als solcher den Auftrag übernahm. Er begab sich sogleich in Gesellschaft eines Kameraden in des Juden Wohnung. Der angebliche Arzt fühlte nun den Puls des Hülfe suchenden Patienten, besah die Zunge und spielte die übernommene Rolle trefflich. Es zeigte sich bald, die Krankheit des Juden sey die Kolik. Aus Mangel einer Apotheke in S . . . . k verordnete der angebliche Arzt

warme Ueberschläge und Kamillenthee, welchen er zu seinem eigenen Gebrauche bei sich führte. Beide Mittel verfehlten ihren Zweck nicht und der Kranke befand sich am anderen Tage weit besser; aber nach 3 Tagen erhielt der Arzt von dem Juden das Geständniß, er leide schon seit 8 Tagen an Obstruktion. Wir betasteten nun des Hebräers Leib und überzeugten uns, es sey hier schnelle Hülfe nöthig. Die Juden besaßen keine Klistierspritze, wir versprachen die Herbeischaffung dieses Instrumentes. Es lag nicht in unserer Absicht, diesem Scherze trauriges Ende zu bereiten; deßhalb erzählten wir sogleich den wahren Hergang der Sache dem wirklichen Arzte. Diesem gelang es durch Anwendung aller Mittel, den Kranken nach einigen Tagen wieder herzustellen. Diese Täuschung wurde dem Juden nie bekannt, und beide Aerzte, sowohl der wirkliche als der Pseudo, theilten friedlich das für die Kur empfangene Honorar. Der Hausherr einer dieser Aerzte, ein Kaufmann, wurde einst auf einer Reise von Räubern überfallen, auf welche er eine schon lange geladene Pistole losdrückte. Sie zersprang und verwundete seine Hand sehr bedeutend. Er eilte sogleich nach S . . . . k zurück und die beiden Aerzte übernahmen die Heilung der verstümmelten Hand,

unter zugesicherter Belohnung von 30 Silber-Rubeln. Der Kaufmann wurde hergestellt, wollte aber nun sein Wort nicht halten. Die Aerzte beschwerten sich bei dem würdigen Polizeymeister, der ganz nach Erwarten Recht sprach. Ein andermal behauptete ein Bürger von S . . . . k, es sey ihm ein Prusack (Käfer, deren es sehr viele in allen Häusern gibt) in's Ohr gekrochen. Der Arzt untersuchte, fand aber Nichts. Als die Klagen über Schmerzen fortdauerten, nahm der Arzt Zuflucht zur List. Er nahm einen Käfer in die Hand und behauptete, ihn aus dem Ohre genommen zu haben. Dieß half und der Russe erklärte sich nun für geheilt. Die Arznei-Wissenschaft war damals in diesen Gegenden von Rußland noch in ihrer Kindheit und viele Menschen wurden deßhalb Raub des Todes. Zu den größten bei den Russen herrschenden Lastern gehört der Trunk. Sie sind ihm so ergeben, daß häufig ein besinnungsloser Zustand von mehreren Wochen eintritt, wenn jene Trink- oder vielmehr Sauf-Lust sich bei den Russen eingestellt hat. In diesem Zustande weinen sie gerne, überhäufen ihre Umgebungen mit Küßen und sind überhaupt sehr zärtlich; doch darf man diesen Beweisen von Zärtlichkeit nicht sehr trauen, denn

der Russe ist schlau und verschlagen. Ohngeachtet dieses Lasters genießen sie dauerhafte Gesundheit und erreichen ein hohes Alter. Unter den russischen Bäuerinnen herrscht ein besonderer Gebrauch, ihre Männer an die Heimfahrt zu erinnern, wenn sie mit Holz oder Lebensmitteln in die Stadt gefahren waren. Hat der Russe die zum Verkaufe nach der Stadt gebrachten Gegenstände verwerthet, so besucht er die Schnapsschenke und verläßt sie nicht eher, bis er berauscht ist. In diesem Zustande sucht er auf dem Bazar seinen kleinen mit einem Pferde bespannten Wagen, legt sich neben oder unter ihm hin und schläft ein. Hat die Frau ihre Geschäfte auch besorgt, so sucht sie den Mann und findet ihn gewöhnlich an dem eben bezeichneten Orte. Da sie sich nun nicht länger in der Stadt aufhalten, den Schlafenden aber auch nicht wecken will, so bindet die Frau das Leit-Seil an den Fuß oder Arm ihres Mannes und geht dann ruhig voraus nach Hause. Erwacht nun der Bauer, so erkennt er an seinem gefesselten Zustande eine Handlung seiner bereis der Heimath zugeeilten Frau; er zögert nun nicht länger mit der Abreise und eilt mit mehreren Bauern dem Dorfe zu. Bei der Heimfahrt schlafen sie gewöhnlich wieder auf ihren elenden Wagen

und überlassen sich ganz dem Instinkte und Orts-Sinne ihrer Pferde, der sie auch selten täuscht.

25.

Die körperliche Stärke der Russen ist bei weitem nicht so bedeutend, als wir glaubten. Oft ward uns im Gegentheil die Ueberzeugung, daß die mit uns gefangenen Soldaten den Russen an Kräften überlegen waren. Wer die in Rußland herrschenden Verhältnisse nicht kennt, tadelt die Leibeigenschaft, als ein die Menschenwürde entehrendes Ueberbleibsel des Mittelalters und bedauert die armen, der Willkür ihrer Edelleute überlassenen Russen. Gerne würde ich auch dieser menschenfreundlichen Ansicht huldigen, hätte ich mich nicht durch Augenschein überzeugt, der russische Bauer sey des Genusses der Freiheit civilisirter Völker noch nicht fähig. Der russische Bauer ist faul und muß mit der Peitsche zur Arbeit angehalten werden *). Kommt der Zotnik nicht des Morgens mit der Knute, so bleiben die Russen auf den Oefen liegen, wenn auch der schönste Morgen sie zur Arbeit aufmuntern sollte. Es fehlt

*) Hier ist wahrscheinlich von Leibeigenen die Rede.

Der Herausgeber.

den Russen an Trieb und Lust zur Arbeit; deßhalb würde sich der größere Theil unglücklich fühlen, wenn man ihm die Freiheit ertheilte. Während jetzt die Edelleute für den Unterhalt der Bauern sorgen müssen, wären diese dann gezwungen, sich ihren Lebensunterhalt selbst zu verschaffen, folglich mehr zu arbeiten und Abgaben zu zahlen. Dieß alles würde wahrscheinlich den russischen Bauern nicht behagen. In den Kreisstädten des russischen Reiches werden während des Sommers Messen gehalten. Eine solche war nun auch während unserer Anwsenheit in S....k. Hier folgt eine kurze Beschreibung. In den ersten Tagen des Monates August beginnt auf dem Bazar der Bau der Buden nach Art der in Deutschland üblichen. Es zeigt sich nun schon regeres Leben und erhöhte Thätigkeit in der kleinen sonst stillen Kreisstadt. Ein Theil der Dienerschaft des Land-Adels findet sich ein, um Alles zum Empfange der Herrschaft zu ordnen, die in den nicht sehr glänzenden Häusern der Bürger für die Dauer der Messe Wohnungen gemiethet hat. Nach und nach kömmt der Budenbau zu Stande und nun entwickelt sich große Lebhaftigkeit und reges Leben. Viele Wagen und Trotschken rollen die Strassen auf und ab und

der Landadel mit Dienerschaft erscheint, um von seinen Wohnungen Besitz zu ergreifen. Die Messe dauert 14 Tage und dient dem Landadel zum Vereinigungspunkt. Man benützt diese Zeit weniger zum Anschaffen nöthiger Bedürfnisse, sondern sie dient vielmehr als Anlaß zu neuen Bekanntschaften, alte zu erneuen und überhaupt während dieser Zeit sich des geselligen Lebens zu freuen. Junge Leute lernen sich auf den Messen kennen; es entstehen Liebschaften, die oft Heurathen zur Folge haben; auch verheirathete Damen, welchen das Schicksal rohe oder dem Trunke ergebene Männer gab, suchen sich zuweilen während der Messezeit durch anständige Bekanntschaften etwas zu entschädigen. An einem Montage begann die Messe; wir säumten nicht sie zu besuchen. Die vielen in der Nähe des Bazars aufgestellten Wagen überraschten uns, nur schüchtern näherten wir uns dem Haupteingange desselben. Kaum waren wir eingetreten, so zeigte sich schon die schöne adeliche Welt unseren Blicken. An jeder Bude befanden sich mehrere meist junge Damen, die uns alle mit vieler Aufmerksamkeit und Theilnahme betrachteten. Der Anblick des wirklich sehr schönen Geschlechtes und der Reichthum der zum Verkaufe ausgelegten Waaren

ergötzten uns sehr. Die Anzüge der fremden adelichen Damen verrathen großen Luxus und zeichneten sich besonders aus durch kostbares Geschmeide und reiche türkische Schawls. Die Equipagen der dortigen Edelleute sind nicht besonders glänzend und haben meist nach Landes-Sitte buntes Gespann. Bestand dieses aus 4 Pferden, so waren sie alle an Farben verschieden. Obgleich zu arm, etwas zu kaufen, besuchten wir doch fast täglich die Messe und freueten uns an dem Anblicke der schönen indischen, arabischen und türkischen Erzeugnisse. Wir wurden zwar bisweilen von einem langbärtigen Kaufmanne oder betrunkenen Popen mit dem Rufe „Franzus“ oder „Schelma-Franzus“ begrüßt, nahmen aber hievon keine Notiz. Wir konnten uns im Allgemeinen nicht über das Benehmen der Bewohner von S....k beschweren; dieß verdankten wir jedenfalls dem braven Polizeymeister, der uns seinen Schutz versprochen hatte und auch redlich Wort hielt.

26.

Um diese Zeit geschah es auch, daß der wackere Polizeymeister ohngeachtet seiner Gerechtigkeitsliebe einen abscheulichen Betrug nicht enthüllen konnte, der an einem gefangenen ba-

dischen Offizier begangen worden war. Es hatte dieser durch einen in Pensa befindlichen Staabs-Offizier desselben Dienstes einen Bankozettel von 100 Rubeln (ohngefähr 50 fl. rheinisch) erhalten *) und wollte ihn bei einem Kaufmanne gegen Silber verwechseln lassen. Der zu diesem Geschäfte beauftragte Soldat war so unvorsichtig, den Bankozettel in den Händen der Kaufmannsfrau zu lassen; diese bedeutete ihm, morgen wieder zu kommen, weil ihr Mann nicht zu Hause sey. Der Soldat ging, wie ihm geboten, um das Geld abzuholen, aber wie staunte er, als ihm der Russe den Bankozettel mit der Bemerkung zurückgab, er sey falsch. Der Offizier war über die Rücksendung des weißen Zettels **) um so mehr bestürzt, als er die erwähnte Summe schon lange erwartet hatte, um sich nicht nur Lebensmittel, sondern auch Kleider anzuschaffen. Man entschloß sich sogleich, dem

*) Die Offiziere dieses Corps bezogen während der Gefangenschaft ihren Gehalt durch Wechsel aus Petersburg.

**) Die russischen Banknoten sind von verschiedener Farbe. Bis zu der Summe von 5 Rubeln sind sie blau, von da bis zu 10 Rubeln roth, alle andere aber weiß.

Polizeymeister den Vorfall anzuzeigen und um Hülfe zu flehen. Kaum hatte der erste Beamte der Stadt S.... k den Kläger angehört, als er diesen fragte, ob er vor beabsichtigter Verwechslung die Nummer des Bankozettels notirt habe. Der Offizier verneinte es aus dem einfachen Grunde, solche Vorsicht habe er als armer Gefangener nicht für nöthig gehalten. Der Polizeymeister äußerte hierauf, er sey zwar vollkommen überzeugt, der Kaufmann habe den Zettel ausgetauscht, allein es fehlten überführende Beweise und folglich könne keine amtliche Einschreitung Statt finden. Der Offizier war betrogen und mußte seine Unvorsichtigkeit mit dem Verluste seines Geldes büßen. Wir erfuhren bei unserer Rückreise durch Pensa, der ächte Bankozettel habe eine ganz andere Nummer geführt, als der falsche. Ob Kläger auf diesen Grund sein Recht weiter betrieb, weis ich nicht, doch glaube ich mich zu erinnern, er sey auf ewig um sein Eigenthum betrogen gewesen. Minder bedeutende Prellereien fielen öfters gegen uns Gefangene vor; entdeckte man den Thäter nicht auf der Stelle, so läugnete er auf das frechste und man war betrogen. Während der Dauer der Messe zu S.... k machten wir die Bekanntschaft einiger dort anwesenden Damen.

da sie Erinnerungen in mir erwecken, die zu den glücklichsten und merkwürdigsten meines Lebens gehören, so fühle ich mich verpflichtet, die Entwicklung jener Bekanntschaft mit genauen Umständen anzugeben, um meinen Gefühlen von Dankbarkeit freien Lauf zu bereiten. Wir saßen an einem heiteren, schönen Sommer-Abend im traulichen Kreise vor meiner Wohnung und zerstreuten uns durch Gesang und Flötenspiel. Da näherte sich mir ein Bedienter und lud uns ein im Namen seiner ganz in der Nähe wohnenden Herrschaft, bei dieser Thee zu trinken. Niemand wollte die Einladung annehmen, hauptsächlich wegen der schlechten Kleidung. Endlich entschloß ich mich dazu. Der Anblick der Damen machte gleich beim Eintreten angenehmen Eindruck auf mein Gemüth. Ich erklärte ihnen in französischer Sprache, nur ihrer dringenden Auffoderung Genüge geleistet zu haben und entschuldigte meine Kameraden. Die Unterhandlung gewann besonders dann an Interesse, als die Damen erfuhren, wir seyen alle Deutsche; nicht der Trieb nach Eroberung habe uns nach Rußland geführt, sondern der Befehl unseres Regenten, der den Foderungen Napoleon's nicht habe ausweichen können. Diese edlen Russinen zeigten

viele Theilnahme an unserem Schicksale und luden mich auf das Herzlichste ein, sie mit einigen meiner Freunde bald wieder zu besuchen, was ich auch versprach. Ich erkundigte mich nun nach den Verhältnissen dieser Damen und erfuhr, sie seyen beide Frauen von Miliz-Obersten, die jezt im Felde ständen; auch ihre Brüder wären Offiziere bei der Armee. Die Damen wurden mir als äußerst liebenswürdig, edel und wohlthätig geschildert; ihr Wohnort sey ohngefähr 20 Werste von S....k entfernt und heiße K.....a. Mein Besuch wurde nun täglich wiederholt; auch einige meiner Freunde nahmen daran Theil. Wir wurden alle freundlich, gütig und theilnehmend aufgenommen und die liebliche Anmuth unserer künftigen Wohlthäterinnen entzückte uns sämmtlich. Die Erzählung unserer Leiden, namentlich der meinigen nahm ihr Gefühl in Anspruch; ich bemerkte Thränen in den Augen dieser Edlen und brach ab. Sie sprachen nur mittelmässig französisch, der deutschen Sprache aber waren sie ganz unkundig, obgleich sie in Saratoff einen Deutschen zum Verwandten hatten. Eben so unbewandert waren sie in der Geographie; meine Schilderung vom Vaterlande setzte sie in großes Staunen. Ich fand in dieser Beziehung

gleiche Unwissenheit bei Männern, wie ich später erzählen werde. Täglich erhielten wir neue Beweise von Theilnahme, die nicht in bloßen Worten bestanden, sondern in Handlungen. Jeder Deutsche stand von nun an unter dem Schuze von Menschen, die in einem anderen Welttheile wohnten, in Sprachen, Sitten und Gebräuchen von uns verschieden waren, deren Vaterland wir verheert, Altäre zertrümmert und deren Fluren wir verwüstet hatten. Selbst auf Soldaten erstreckten sich Beistand und Hülfe jener Edeln. Diese edeln Geschöpfe bezeichneten jeden Tag ihres Aufenthaltes in der Kreisstadt S....k mit einer Wohlthat. Keine unedle Absicht war die Triebfeder ihrer Handlungen; nur Sinn für Wohlthätigkeit und Bestreben, Unglückliche zu unterstüzen, leiteten ihre Schritte. Das Bild der jüngsten Vergangenheit zeigte uns Spott, Fluch und Mißhandlung; die Gegenwart gab uns Menschen, die Engeln glichen und Alles aufboten, unsere unglückliche Lage zu lindern. Bei diesem Wechsel des Schicksals konnten wir nur die Vorsehung preisen, die uns so wunderbar beschüzt hatte. Dankbare Gefühle regten sich in meiner Brust, die nie erlöschen werden.

27.

Die Zeit der Abreise unserer Wohlthäterinnen nahte heran und mit gerührten Herzen trennten wir uns von ihnen. Diese Damen gaben nicht nur mir, sondern auch noch kranken Soldaten Beweise ihrer Theilnahme und Herzensgüte. Unsere Wünsche für ihr Heil und Glück folgten ihnen auf die Reise. Aber auch die Entfernung änderte die Gesinnungen dieser edlen Russinnen gegen uns Unglückliche nicht. Schon nach wenigen Tagen sandten sie uns einen Wagen mit Lebensmitteln, die wir gemeinschaftlich zu unserem Haushalte verwendeten. Ich dankte im Namen aller meiner Freunde schriftlich und versprach ihrer Einladung zu einem Besuche in K . . . . a nachzukommen, wenn uns der Polizeymeister auf solche Entfernung Urlaub geben würde. Es nahte der Geburtstag jenes großen Mannes, der die Welt erschüttert und seine Adler von den Pyramiden bis in die alte Hauptstadt der Czaren getragen hatte. Obgleich im Unglücke und Gefangenschaft waren wir ihm doch alle von Herzen zugethan. Sein Genie und Feldherrntalent hatten uns alle begeistert. Wie konnten wir also den Geburtstag eines Mannes vergessen, der uns zu Sieg und Ruhm geführt und den die

Geschichte stets als ersten Feldherrn des Jahrhunderts ehren und erkennen wird?! Alle Leiden waren vergessen und in wahrem Jubel und Begeisterung feierten wir des großen Mannes Geburtstag. Solchen Zauber bewirkte sein Geist, solche Bewunderung seine Thaten. Wer hätte damals geglaubt, der Herrscher von Europa, dessen siegreiche Legionen ihre Adler am Ebro und der Weichsel aufgepflanzt hatten, werde nach wenigen Jahren seines Reiches beraubt, das elende Daseyn auf einer Felsen-Insel im fernen Ocean schmählich enden? Traurige Vergangenheit menschlicher Größe! Wir luden zur Feier unseres Festes einen in unserer Nachbarschaft wohnenden Russen ein, mit dem wir bisweilen in Berührung kamen, weil er Kaufmann war. Seine Unterhaltung gewährte uns manchen Spaß. Er fragte unter anderen, ob wir einen Gott hätten? Man versicherte „ja“ er sey auch ein guter Gott, sehe aber anders aus als der ihrige. Hiemit war der Russe zufrieden und beruhigt. Wir wollten ihm nun begreiflich machen, Bürger und Bauern seyen bei uns glücklicher als in Rußland, allein er gab uns folgende komische Antwort. Ich weiß wohl, ihr Franzusci habt manches Gute wie z. B. Wein und Fleisch, aber es feh-

len Euch Salz und Brod, deßhalb seyd Ihr doch unglücklicher wie wir. Einwendungen und Versicherung des Gegentheils halfen Nichts. Der Russe versicherte, der Pope habe ihm diese Mittheilung über unsern Zustand gemacht. Wir bemühten uns nun nicht weiter, diesen Unglaubigen zu belehren. Ein Mißverständniß, dessen ich näher erwähnen will, bestärkte ihn vollends in seinen irrigen Ansichten. Dieser Russe richtete an uns mehrere Fragen über unser ihm ganz unbekanntes Vaterland; unter andern glaubten wir, er frage uns um die Zahl der bei uns lebenden Juden. Man antwortete ihm nach unserer Meinung richtig mit dem Zusaze, die Juden seyen alle Schelmas. Der Russe wurde nun wüthend, schlug mit den Fäusten auf den Tisch, sagte, er sey nun überzeugt, wir seyen keine Christen und hätten keinen Gott. Er verließ unter Schimpfen und Fluchen das Zimmer und setzte uns alle in großes Erstaunen. Wir baten den Lehrer Sommer um Aufschluß dieses sonderbaren Benehmens und bald ward das Räthsel gelößt. Der Russe hatte uns um die Zahl der Seelen (Schidili) unseres Vaterlandes befragt. Wir hatten geglaubt, dieses Wort heiße auf Deutsch „Jude“. Von nun an hielt uns der Russe für

Teufelskinder und alle Mühe war vergeblich, ihm bessere Meinung von uns beizubringen.

28.

Der Monat August war vorüber und ernstlich mahnte die Zeit, den versprochenen Besuch in K . . . . a abzustatten. Wiederholte Auffoderungen ermunterten uns hiezu. Die Damen sandten eine äußerst bequeme Trotschke und ich bestieg sie mit 2 Freunden. Die Wege sind dort sehr breit, das Land meist eben und man fährt in Rußland äußerst schnell. Nach 2 Stunden hatten wir eine Strecke von 3 Meilen zurückgelegt. Das Dorf K . . . . . a ist groß und liegt in einer Ebene; es verräth mehr Wohlhabenheit, Ordnung und Reinlichkeit, als die russischen Dörfer im Allgemeinen. Wir fuhren durch das Dorf und näherten uns dem Schlosse. Es ist, wie alle russiche Edelhöfe, nach italienischer Art gebaut, nicht besonders groß, aber von aussen schön. Mit großer Schüchternheit betraten wir den Hof und unsere ärmliche Kleidung sezte uns wirklich in große Verlegenheit. Doch man kannte unsere Lage und deßhalb rechneten wir um so mehr auf Nachsicht, als man uns so freundlich eingeladen hatte. Wir täuschten uns nicht. Herzlich, liebreich und freund-

lich war die Aufnahme. Eine Menge Kammerzofen umschwärmten uns von allen Seiten und wetteiferten, mit Thee und kalten Speisen uns zu bewirthen. Man zeigte uns das Schloß, Gärten und alle zur Landwirthschaft gehörigen Gebäude und Einrichtungen. Sie trugen alle das Gepräge der Wohlhabenheit. An der Dienerschaft bemerkte man Zufriedenheit; sklavische Knechtschaft war allen fremd. Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir einige Bemerkungen über Lebens-Weise und Gebräuche der russischen Edel-Frauen im Allgemeinen. Die in Rußland herrschende Leibeigenschaft erlaubt den Edelleuten, nach Belieben über Menschen zu verfügen, obgleich mit gewissen dabei zu übernehmenden Verpflichtungen. Aus diesem Grunde findet man gewöhnlich bei den russischen Edelleuten viele Dienerschaft. So war es auch bei unseren Damen. Jede war wenigstens mit 2 Kammermädchen umgeben, die stets den leisesten Wink ihrer Gebieterin beobachteten. Die russischen Damen werden durch die ihnen gegebene Erziehung und so zahlreiche Dienerschaft von Jugend auf an große Bequemlichkeit gewöhnt. Zu dem unbedeutendsten Geschäfte, das jede deutsche Frau vom höchsten Stande selbst besorgt, braucht man in Rußland die Hülfe der

Däška (Kammermädchen). Die Bequemlichkeit der Damen erstreckt sich so weit, daß Gegenstände, welche durch Bewegung einer Hand erreicht werden könnten, vorher durch die Hände der Däška in jene der Gebieterin übergehen. Verläßt diese das Zimmer, so folgt ihr das Mädchen; auf Spaziergängen begleitet die gnädige Frau stets in gewisser Entfernung ein dienstbarer Geist. Aus diesem steten Umgang der Herrschaft mit dem Diener entsteht aber doch keine gegenseitige Vertraulichkeit, sondern letzterer wird nie vergessen, er sei Knecht. Mangel an Ehrfurcht oder Zudringlichkeit gegen seinen Herrn würde dieser kraft der großen Gewalt über seinen Diener mit harter Strafe belegen. Das Mittagessen war nach deutscher Art bereitet und man bewirthete uns mit Wein und Quaß. Bei meinem Spaziergang in das Dorf kroch ich auch in einige Bauernhütten und erkundigte mich bei ihren Bewohnern über die Stimmung gegen ihre Herrschaft. Ueberall hörte ich mit Rührung die Worte: die Baronin ist gut, sehr gut! Diese Ergießungen unbefangener Herzen setzten mich in überaus glückliche Stimmung und bestärkten mich in meiner bisherigen Ansicht von diesen edeln Damen. Vergnügt und froh eilte ich in das Schloß zurück,

um meinem gepreßten Herzen Luft zu machen. Als ich diesen trefflichen Frauen erzählte, wie sehr sie von ihren Unterthanen geliebt seyen, erwiederten sie, es sey Pflicht, mit seinen Nebenmenschen christlich und menschlich zu verfahren. Die Stunde der Abreise nahte. Das Wetter war freundlich und heiter; deßhalb wollten wir unsern Rückweg zu Fuß antreten. Unsere Protestation half Nichts; ein mit vier Pferden bespannter Wagen stand vor dem Schloße, um uns nach S....k zurückzubringen. Es bangte mir vor dem Augenblicke der Trennung. Der Abschied war rührend und meine Brust war so beklommen, als trennte ich mich von theuern, lieben Verwandten. Es beruhigte mich ihr Versprechen, sie würden bald wieder nach S....k kommen. Am 7ten September 1813 feierten wir den Jahrestag der Schlacht von Mosaisk. Ohngeachtet unserer bedauernswerthen Lage waren wir doch alle heiter und vergnügt; auch dem Andenken unserer gefallenen Brüder weihten wir einige den Zeit-Umständen angemessene, vom Herzen diktirte Worte. Der Monat September vergieng ohne besondere, des Aufzeichnens würdige Ereignisse. Ich stieg täglich an einer Leiter unter das Dach des Hauses, wo ich auf einem Heulager an

der Seite eines Unglücksgefährten unter Gesang oder Flötenspiel sanft einschlummerte und meist fröhlich erwachte.

29.

Im Monat Oktober war großer Roßmarkt in S....k. Ein solcher Markt unterscheidet sich sehr von jenen in Deutschland; ich erlaube mir deßhalb eine kurze Beschreibung. Man sieht hier keine Bauern auf elenden Kleppern, oder jungen aber abgetriebenen Springern dem Markte zurennen; eben so wenig sind Juden bemerkbar, die wie in Deutschland in zudringlicher Gesprächigkeit dem Käufer und Verkäufer ihre Hülfe anbieten. Ein Haufe von 3 — 400 rohen Pferden wird aus den tatarischen und kirgisischen Steppen nach der Stadt getrieben und versammelt sich auf einer in ihrer Nähe gelegenen Wiese. Die Pferde sind ganz los und im wildesten Zustande der Natur; die Begleiter dieser Heerden sind einige Faktoren, die auf Pferden sitzen, denen Sättel und beinahe auch Zäume fehlen. Die Pferde werden auf den von den Treibern bestimmten Plätzen wie Schafe eingepfercht und verhalten sich so ruhig, als seyen sie die größten Mähren; auch die Stellung dieser Pferde läßt vermuthen, sie seyen

elend und abgemattet. Eine große Menge Menschen versammelt sich um diese Zeit auf der Wiese, theils aus Neugierde, theils aus Kauflust. Die Pferde werden nach ihrem äußeren Ansehen gewürdigt und verkauft. In diesem Falle wird nun das Pferd auf folgende Art aus der Heerde herausgefangen: Einer der Faktoren wirft ein langes Seil, an dessen Ende eine Schlinge ist, dem Pferde um den Hals. Diese schließt sich durch Anziehen des Seiles; man öffnet den Eingang des Pferches und zieht das Pferd heraus. Nun erst überzeugt man sich von dem ganz wilden Zustande dieser Pferde; sie lassen sich nicht anrühren, sondern beißen und schlagen so lange, bis man sie in ganz wehrlosen Zustand versetzt. Ist dieß geschehen, so müssen sie oft bis an den Ort ihrer Bestimmung geschleift werden. Nun beginnt der Russe, sowohl Strenge als Geduld an diesem wilden Thiere zu üben; nach langer Zeit und vieler Mühe wird es endlich zahm und brauchbar für seinen Beruf. Es gewährt dem Fremden überraschenden Anblick, wenn zufälligerweise sich eines dieser eingepferchten Roße von der Heerde trennt und aus dem eingeschlossenen Kreise entwischt. Es fühlt sich nun frei und aus der Kuh wird plötzlich ein Hirsch. Mühe kostet es, ein

solches entsprungenes Thier wieder zu fangen; auch eine solche Scene gewährt Interesse. So behend sich der Faktor auf seinem Pferde tummelt, um den Flüchtling einzuholen, so listig weiß dieser den Nachstellungen seines Feindes zu entgehen. Bei solchen Jagden verfließen oft einige Stunden, bis der Flüchtling wieder mit den Seinigen sich vereinigt. Ist er wieder bei dem Haufen, so verwandelt sich der Hirsch eben so schnell wieder in eine Kuh. Der Aufenthalt in S . . . . k begann nun alle Annehmlichkeiten zu verlieren, die uns bis jetzt von den Jahreszeiten gereicht werden konnten. Sommer und Herbst gingen zu Ende und der Winter nahte mit starken Schritten. Wir trafen alle in unserer Lage möglichen Vorbereitungen, um das Geburtsfest unseres Regenten würdig zu feiern. Zeigte uns auch die jüngste Vergangenheit kein angenehmes Bild, so strahlte doch die Zukunft in desto glänzenderen Farben. Vergessen waren an diesem Tage alle Leiden und verwischt alles Trübsal durch den Spiegel der Zukunft. Es erschollen Jubellieder beim feierlichen Klange der Becher. Beseligt von den reinsten und edelsten Gefühlen brachten wir ihm, dem hochherzigen und kräftigen Regenten aus voller Brust ein feierliches Lebehoch! Ende Novem-

der überraschte man uns mit der merkwürdigen Neuigkeit, Bayern habe sich gegen Napoleon erklärt. Alle Gefangenen dieser Nation rüsteten sich zur Abreise, die Sachsen hatten uns schon verlassen. Es that uns leid, einige brave, biedere Kameraden der bayerischen Armee von uns scheiden zu sehen; sie waren unsere Leidensbrüder, mit denen wir stets im besten Vernehmen standen. Doch sie gingen der Freiheit, dem höchsten Gute auf Erden und dem Vaterlande entgegen. Zu solchem Erwerbe konnten wir nur Glück wünschen. Und hatten wir nicht selbst auch nun gegründetere Hoffnung auf unsere baldige Erlösung? Unsere Wohlthäterinnen (dieser Ehrentitel gebührt ihnen mit allem Rechte) kamen an einem der letzten Tage des Monats November in die Stadt und versicherten, in öffentlichen Blättern die Kriegserklärung unseres Regenten an Napoleon gelesen zu haben. Ein Heer von 100,000 Mann habe sich bereits mit den Verbündeten vereiniget; wir könnten daher getrost unserer baldigen Befreiung entgegensehen. Eine dieser edlen Damen wurde veranlaßt, unser Vaterland auf einer Landkarte zu suchen; als solches bezeichnete sie einen Flecken in der Größe eines 12 Kreuzerstückes. Die gute Dame meinte, dieses Land könne höchstens

nur 100,000 Einwohner enthalten. Die Russen mit Einschluß des hohen Adels gaben uns mannigfache Beweise ihrer Unwissenheit in der Geographie. Wir suchten sie wo möglich zu belehren und ihre falschen Ansichten zu berichtigen. Ein Edelmann aus der Nachbarschaft verkündete uns einst die Neuigkeit, der König von Afrika habe sich auch gegen Napoleon erklärt.

30.

Mit dem Monat Dezember trat bisweilen schon heftige Kälte ein; wir trafen alle Anstalten, uns bestmöglichst davor zu schützen. Für unsere Küche kauften wir nun oft Hasen, die dort alle weiß sind. Sie wurden ohne Bälge auf Wagen in die Stadt gebracht und waren äußerst billig. Das Stück kostete 10 Kopeken oder 3 Kreuzer. Der gemeine Russe liebt die Hasen als Speise nicht, für uns waren sie Leckerbissen. Alle Umstände bestärkten uns in der Vermuthung, die große Wanderschaft bald antreten zu müssen. Die Hoffnung, das schöne Vaterland bald wieder zu sehen, belebte unseren Muth, allen Mühseligkeiten standhaft entgegenzusehen. Wir trotzten zwar der Kälte mehr als die Russen, doch wirkte sie auch em-

pfindlich auf uns. Es fehlten uns nicht nur Pelze, sondern auch andere Kleidungsstücke; deßhalb bangte allen vor der Winterreise. Die edlen Bewohnerinnen von K . . . . a reichten uns jezt einzelne Winterkleider, aber später gaben sie allen noch so viele Beweise ihres Edelsinnes, daß sie wohl mit Recht als unsere Lebensretterinnen betrachtet werden können. Am 15ten Dezember kamen sie wieder in die Stadt, um uns nahe Befreiung anzukündigen. In ihrer Begleitung war ein hübsches, junges, mit ihnen verwandtes Mädchen. Sie glich mehr einer Deutschen als Russin und machte angenehmen Eindruck auf mich. Auch ich schien ihr nicht gleichgültig zu seyn, aber Liebe zum Vaterlande bekämpfte diese Gefühle. Eine der beiden edlen Frauen bewillkommte mich dießmal mit folgendem Spruche: „Haben Sie sich immer wohl befunden, seit ich nicht die Ehre hatte, Sie zu sehen?“ Diese dem Gedächtnisse eingeprägten Worte, klangen aus ihrem Munde äußerst lieblich. Meine vollkommene Zufriedenheits-Bezeugung über die richtige Aussprache des eben erwähnten Satzes, erregte der edlen Frau kindische Freude. Noch am nämlichen Tage reisten diese verehrungswürdigen Damen nach ihren Landsitz zurück, hinterließen aber wie-

der Beweise ihrer Wohlthätigkeit, wofür sie Gott lohnen möge. Wir versprachen sie noch vor unserer Abreise auf ihrem Landguthe zu besuchen und hielten Wort. Am 18ten Dezember wurden wir zu dem Polizeimeister gerufen; in seiner Gegenwart kündigte uns der alte Franzose unsere Freiheit an und beide beglückwünschten uns hiezu. Der 20ste desselben Monats war schon zur Abreise bestimmt; wir beeilten uns deßhalb, die hiezu nöthigen Anstalten zu treffen. Kaiser Alexander hatte vermöge Ukases befohlen, jedem Offiziere Winterkleidung und einen einspännigen Schlitten zu reichen; auch sollte der allgemeinen Sage nach, jeder Offizier unseres Armee-Corps 100 Rubel Reisegeld erhalten. Wir werden in der Folge sehen, wie des Kaisers Befehl vollzogen wurde. Einige Edelleute, worunter der schon früher erwähnte Schaldakin und der Polizeymeister von S. . . . k, gaben uns noch vor dem Abgange Beweise von Aufmerksamkeit. Bei einer solchen Veranlassung tranken wir von ganzem Herzen auf das Wohl aller braven Bewohner der Stadt, wo wir vom 16ten Juli bis 20sten Dezember 1813 als Gefangene gelebt und während dieser Zeit stets menschlich und bieder behandelt worden waren. Während dieses langen Aufent-

haltes hatten wir fast alle Bürger der Stadt kennen gelernt. Um den Umgang mit ihnen zu erleichtern, legten wir uns russische Namen bei, die sich ihrem Gedächtnisse leichter einprägten als die deutschen. Einer von uns hieß Peter Iwanowitsch, ein anderer Nikolaus Paulowitsch, u. s. w. Lehrer Sommer war während unseres Aufenthaltes vom Range eines Fähndrichs zu jenem eines Oberlieutenants vorgerückt. — Hielten uns auch die gemeinen Russen für Heiden, so dienten ihnen doch der Adel und die ersten Beamten der Stadt zum Muster ihres Benehmens gegen uns, das äußerst human und rücksichtsvoll war. Obschon nur auf einen Sold von täglich 15 Kreuzern beschränkt, litten wir doch keinen Mangel, sondern verschafften uns manchen Leckerbissen. Oft vergaßen wir bei munterer heiterer Laune in der Kabake die Schattenseiten unserer Lage und beschwichtigten auf dankbare Weise den alten armen Polizey-Lieutenant, der uns zur bestimmten Stunde Feierabend gebieten wollte. Deßhalb regten sich auch in uns keine Gefühle von Haß oder Bitterkeit. Stimmte uns auch die Liebe zum Vaterlande zu heiligen, die Brust erhebenden Gefühlen, so konnten wir doch nicht ohne Rührung von einem Orte scheiden, wo wir 5 volle Mo-

nate gelebt und in unserer sonst nicht beneidens-werthen Lage nicht nur gute Behandlung genossen, sondern auch der Hülfe, des Trostes und des unter gebildeten Menschen so schätzbaren Gutes, — der Freundschaft nicht entbehrt hatten.

31.

Die Stunde der Abreise nahte. Unser einstweiliger Bestimmungsort war Pensa. Jedem Offizier wurde ein kleiner, mit einem Pferde bespannter Schlitten angewiesen. Am 20sten Dezember 1813 Vormittags 10 Uhr verließen wir unter Bedeckung eines Miliz-Offiziers und einiger alten Soldaten die Stadt S . . . . k. Bald hatten wir eine kleine Anhöhe erreicht. Noch einmal wendeten wir unsere Blicke nach unseren bisherigen Aufenthalt; noch einmal blickten wir hinab in das asiatische Thal, damit es unserem Gedächtnisse nie entrücken möge. Es war ein heller freundlicher Tag. Die Sonne warf ihre wärmenden Strahlen auf uns herab und schien wohlgefällig auf der langen Reise ihren Schutz uns zu versprechen. „Vorwärts!“ rief man von allen Seiten und im scharfen Trabe eilten wir die Anhöhe hinab. Verschwunden war unseren Blicken die in Asiens Gefilden liegende

Stadt, wahrscheinlich auf ewig. Wir erreichten am anderen Tage das Dorf Dameoka. Hier mietheten wir schnell einige Bauernschlitten zum Transporte nach den Landsitz der edlen Frauen, um uns bei ihnen zu verabschieden. Die Entfernung betrug 18 Werste. Ohngeachtet des schlechten Geschirres und elender Bespannung waren wir doch nach 2 Stunden am Orte unserer Bestimmung. Mit Freuden nahm man uns alle, 12 an der Zahl, im Schloße auf. Die Erklärung, nun auf ewig Abschied nehmen zu müssen, setzte die guten Damen in ernste, traurige Stimmung. Sie mehrte sich auf die Versicherung, unser Aufenthalt wäre nur auf einige Stunden beschränkt. Und wie hätten wir uns der Fröhlichkeit überlassen können, nachdem wir von diesen braven Frauen Wohlthaten genossen hatten, welche aus reinen Herzen floßen und nicht Folgen eigennütziger oder wohl gar unedler Absichten waren! Unsere bestimmten Aeusserungen setzten die edlen Damen in großes Erstaunen. Ueberzeugt, mit der Trennung sey es wirklich Ernst, begannen sie mit angestrengtestem Fleiße und rühmlichster Hingebung für uns alle zu arbeiten. Alle Dienstboten des Hauses wurden in Thätigkeit gesetzt, um die armen Deutschen mit Schutzmitteln ge-

gen die Kälte zu versehen. Die Damen zerschnitten Schawls und andere kostbare Sachen, um Mützen für uns daraus zu fertigen zur Bedeckung der Ohren. Man gab uns Pelze, Handschuhe und andere nützliche Gegenstände, die im Hause vorgefunden wurden. Während der ganzen Nacht waren wir Zuschauer des Fleißes dieser Edlen, der nur durch Sinn für Wohlthätigkeit und Menschenliebe geleitet wurde. Diese edlen Eigenschaften erstreckten sich auf Menschen, die größtentheils unseren Wohlthäterinnen bis jezt persönlich unbekannt gewesen waren. Die Stimmung wurde ernster und trauriger mit der Annäherung der Trennungsstunde. Endlich schlug sie jene, mir ewig unvergeßliche Stunde, deren Erinnerung mich nach 18 Jahren noch heftig bewegt. Wir mußten uns trennen, wollten wir uns nicht Unannehmlichkeiten bei dem russischen Offiziere aussetzen, der uns eskortirte. In Thränen nahmen wir Abschied und fanden keine Worte, unsern innigen und tiefgefühlten Dank auszudrücken. Noch einmal küßten wir die Hand unserer Wohlthäterinnen und eilten unseren Schlitten zu. Es war Morgens 5 Uhr, als wir das Schloß verließen und im Gallop unserer Bestimmung entgegeneilten. Noch einmal erkläre ich auf das feier-

lichste und heiligste: Kein unedler Trieb leitete die großmüthigen Handlungen dieser wahrhaft adeligen Damen; nur von dem edlen Gefühle belebt, Unglücklichen beizustehen und ihrer Nebenmenschen Leiden zu mildern, mögen diese Frauen ihren Lohn im schönen Bewußtseyn finden, bis einst der Erbauer aller Welten sie hinüberrufen wird in das Land ihrer Väter, wo sie reichliche Vergeltung finden werden für alle Beweise des Edelmuthes und der Menschenliebe, die sie uns und allen ihren Mitmenschen auf die uneigennützigste und liebreichste Weise gaben. Aus einer Entfernung von 400 Meilen, sey Euch, Ihr verehrten Russinnen von mir und meinen damaligen Leidensgefährten dieser schwache Tribut der Dankbarkeit gebracht. Möge er von Region zu Region hinüberschallen in jenen von Euch bewohnten Welttheil und Euch sichere Kunde bringen, von tief in unseren Herzen eingegrabenen Gefühlen, die nur mit unserem Leben erlöschen werden. Möchten die Toaste bis zu Euren Ohren gedrungen seyn, die wir Euch, ihr wohlthätigen Wesen, schon so oft im fröhlichen Kreise brachten. Möchte jedesmal das Lebehoch hinüberschallen in die asiatischen Gefilde, das Eurem Wohle noch oft gebracht werden wird! Wir sind zu schwach, Euch das

Empfangene zu vergelten. Süßer Lohn erwartet Euch einst dort im Lande des Friedens und der Ruhe, wo Haß, Neid, Arglist und alle jene Leidenschaften schweigen, von denen sich auf dieser Erde vergängliche Wesen beherrschen lassen, um sich gegenseitig das Leben zu verbittern. Lebet wohl, lebet glücklich, bis einst das Schicksal uns wieder vereinigt, um uns nie mehr zu trennen!

32.

Noch zu rechter Zeit erreichten wir das Dorf Dameoka. Der russische Offizier war schon bereit, mit dem übrigen Theile des Transportes aufzubrechen. Unter trüber, durch den Abschied erzeugter Stimmung kamen wir ohne besondere merkwürdige Ereignisse am 27ten Dezember n. St. in die Gouvernements-Stadt Pensa. Transportmittel und Quartier, nämlich Dach und Fach wurden uns bis jezt pünktlich gereicht und in dieser Beziehung des Kaisers Befehl genau vollzogen. In Pensa erhielten wir ziemlich gute Quartiere, mindestens bessere als einst in Tamboff. Die Kälte war so streng, daß man fast die Strasse nicht betreten konnte ohne Gefahr, Nase und Ohren zu erfrieren. Viele deutsche und französische Offiziere

hatten sich bereits in der Gouvernements-Stadt versammelt. Sie warteten mit uns auf den Befehl zur Abreise. Wir erfuhren, unser Aufenthalt könne sich auf einige Wochen erstrecken, weil hier der Sammelplatz eines großen Transportes deutscher Offiziere sey, die miteinander die große Reise ins Vaterland antreten sollten. Es konnte uns keine Nachricht unangenehmer seyn als diese. Wir fühlten uns kräftig und brannten vor Begierde, in dem großen Kampfe für das Vaterland zu fechten. Jede Minute so unnützen Aufenthaltes wurde uns zur Qual und mit Sehnsucht erwarteten wir die Stunde der Abreise. Vergeblich baten wir den Gouverneur Fürsten Gallizin um Beschleunigung unserer Reise; man ertheilte den kalten Bescheid, zu warten, bis andere Verfügungen getroffen würden. An einem der letzten Tage des Monates Dezember 1813 verließ ich Morgens in Geschäften mein Quartier; ein die Häuser betrachtender Bedienter erregte meine Aufmerksamkeit und bei näherer Untersuchung mit allem Rechte. Kaum hatte mich der ehrliche Dintschik bemerkt, als er mit dem Freudenrufe mir entgegeneilte: „Die Baronin ist angekommen!“ Von frohen Gefühlen ergriffen, eilte ich sogleich in die Wohnung der Edlen und über-

zeugte mich von ihrer Anwesenheit. Groß war meine Freude bei dem Anblicke einer Person, die ich nie mehr zu sehen glaubte. Alle meine Freunde theilten solche Gefühle mit mir. Diese edlen Damen hatten die Einladung des Gouverneurs zu einem Balle angenommen, in der Hoffnung uns noch einmal zu sehen und Erledigung einiger Geschäfte damit zu verbinden. Die über 100 Werste betragende Entfernung von ihrem Guthe hatten die Frauen in 2 Tagen zurückgelegt. Sie blieben bis zu unserer Abreise in Pensa und erschöpften sich während dieser Zeit in der Kunst, Unglückliche auf anständige Weise zu unterstützen. Ich werde noch Gelegenheit finden, dem Leser Züge des Edelmuthes und der Uneigennützigkeit dieser Russinnen zu erzählen und man wird sich überzeugen, daß sie an Seelenadel und Menschenliebe mit den edelsten Frauen unseres Vaterlandes wetteiferten. Das verhängnißvolle Jahr 1813 hatte seinen Lauf vollbracht, und mit gewaltigen Schritten näherte sich seine letzte Stunde. Ein neues Jahr begann und mit ihm ein merkwürdiger Abschnitt in der Geschichte der Welt und Völker. Mit Freuden begrüßten wir es. Jubellieder erschallten im fröhlichen Kreise beim Klange der Becher. Unseren Regenten besonders brachten

wir feierliche Toaste. Wir sahen einer schönen Zukunft entgegen, als Lohn für viele Leiden und das in Zeiten der Gefahr so oft dem Tode Preis gegebene Leben. Mit dem Eintritte des Jahres 1814 hatte sich ein großer Transport Gefangener in Pensa gesammelt; man benachrichtigte uns von bevorstehender Abreise und dem Befehle des Kaisers (wie ich schon früher gesagt) jedem deutschen Offizier ein Geschenk von 100 Papier-Rubeln abzureichen. Hatte der hochherzige Kaiser Alexander diesen Befehl wirklich gegeben, so thut es mir leid, zur Steuer der Wahrheit bekennen zu müssen, daß seine gute Absicht mindestens nicht durchgängig vollzogen wurde. Die Zeit der Abreise von Pensa nahte mit gewaltigen Schritten; doch ehe ich diese Stadt verlasse, sehe ich mich zur Erzählung einer Begebenheit veranlaßt, die in jedes fühlenden Menschen Brust Schauder und Abscheu erregen wird.

33.

Einer unserer Kameraden, ein Mann von feiner Bildung, bewohnte ein Quartier in Gemeinschaft eines russischen Offiziers der Miliz. Dieser dem Trunke sehr ergebene Mann kam täglich Abends im berauschten Zustande nach

Haus und überhäufte unsern Kameraden mit Schimpfworten und russischen Lästerungen. Der baldigen Befreiung und Rückkehr in's Vaterland eingedenk, bezähmte er seine Gefühle und ertrug Alles mit Geduld und Ergebung. Einst hatte unser Kamerad den Kreis seiner Freunde Abends schon verlassen und auch wir waren im Begriffe uns zu trennen, da öffnete der Bediente jenes Offiziers wie rasend die Thüre und brüllte uns die Donnerworte entgegen: „Mein Herr ist ermordet!“ Wir alle griffen sogleich zu den Waffen und eilten in die Wohnung unseres Kameraden. Kaum hatten wir den Hof des Hauses betreten, als wir unsern wehrlosen Kameraden auf dem Boden liegend fanden, während der Russe sich damit beschäftigte, den Unbewaffneten unter den ärgsten Schimpfreden mit dem Säbel zu zerfleischen. Viele Bürger waren zur Unterstützung des Miliz-Offiziers herbeigeeilt, doch blieben sie ruhige Zuschauer, in der Meinung, dieser könne schon allein mit einem wehrlosen Gefangenen fertig werden. Als der Russe uns bemerkte, machte er Miene zu einem Angriff, besann sich aber bald eines andern und floh in seine Wohnung, die er von innen verrammelte. Einige von uns, empört über diese Handlung, wollten mit Gewalt in das Haus

bringen, um unsern Freund zu rächen; dieses Vorhaben wurde aber aufgegeben, weil wir für unpassend hielten, uns selbst Genugthuung zu nehmen. Wir fanden es auch bei ruhiger Ueberlegung unserer Würde nicht angemessen, sich mit einem Menschen zu befassen, der sich so weit vergessen hatte. Man schaffte sogleich den armen Kameraden in eine andere Wohnung und ließ ihn bestmöglichst verbinden. Er hatte 7 Wunden, wovon einige gefährlich waren. Warum erhielt sie dieser Brave nicht auf dem Schlachtfelde? Sie würden seinem Körper zur ewigen Zierde gedient haben! Wir faßten sogleich den Entschluß, am anderen Morgen dem Gouverneur durch eine Deputation den Vorfall anzeigen und ihn um Genugthuung bitten zu lassen. Unser Freund hatte besonders am innerem Kniegelenke eine gefährliche Hieb-Wunde. Wir fanden ihn ausgestreckt auf einem Tische; mehrere Aerzte aus unserer Mitte waren bemüht, ihn zu verbinden. Er erzählte uns den Hergang dieses traurigen Ereignisses folgendermaßen: „Kaum hatte ich mich ruhig auf meinen „Strohlager ausgestreckt, als der Russe be„trunken in das Zimmer trat und mich auf alle „mögliche Weise insultirte; dann nahm er den „kleinen ruhig neben mir liegenden Hund und

„warf ihn zur Thüre hinaus. Ruhig stand ich „auf und lockte den Hund wieder herein. Nun „ergriff der betrunkene Russe sein mit dem Port-„epee geziertes Schwerdt und tauchte es in „das Blut eines deutschen wehrlosen Kriegers.“ Wir waren um so mehr berechtigt, dieser Aussage Glauben beyzumessen, als uns dieser Offizier stets als Wahrheitliebender Mann bekannt war. Am frühen Morgen des andern Tages besuchte uns ein Mann, dessen ich stets mit Rührung gedenke. Es war der Stadt-Arzt von Pensa, Deutscher und hieß Eglau. Dieser edle Mann, unterrichtet von dem Unglücke unseres Kameraden, erbot sich, ihn in seinem Hause aufzunehmen, zu behandeln und für ihn zu sorgen, als sey er dessen Sohn. Wer schildert unsere Freude über diese unerwartete Hülfe! Wir alle dankten diesem braven Manne; sein edelmüthiges Anerbieten wurde um so lieber angenommen, als wir voraussichtlich die Stadt Pensa bald verlassen würden. Des braven Doktors Wunsch wurde sogleich erfüllt und der Verwundete in sein Haus gebracht. Wir sandten am nämlichen Tage eine Deputation an den Gouverneur, um ihm den scheußlichen Vorfall und das schändliche Benehmen des Miliz-Offiziers anzuzeigen. Fürst Gallizin von dem Her-

gange der Sache bereits unterrichtet, sprach mit Abscheu von dem Benehmen dieses Offiziers und erklärte sich bereit zur Genugthuung. Als wir die Art derselben zu wissen wünschten, gab uns Seine Durchlaucht folgende Erklärung: „Meine Herren! ich bin überzeugt, daß dieser Miliz-Offizier sich schwer vergangen hat; er ist übrigens als roher Mensch bekannt. Ich fühle mit Ihnen die Größe seines Verbrechens und werde auf exemplarische Bestrafung antragen. Der ganze Vorfall muß aber nach Petersburg gemeldet werden und vor seiner Beendigung kann Ihr Freund nicht abreisen, weil ohne ihn kein Urtheil gefällt werden kann.“ Auf die Frage, wie lange der Prozeß dauern könne, erwiederte der Fürst, es seyen hiezu auf jeden Fall mehrere Monate nöthig. Die Deputation überzeugte sich sogleich, dieser Antrag sey deßhalb nicht annehmbar, weil aus diesem Grunde die Abreise unseres Kameraden nach seiner Genesung vielleicht noch lange verschoben werden könnte. Es wurde nun der Fürst gebeten, eine andere Genugthuung vorzuschlagen. Er erklärte nach einigem Bedenken, den Miliz-Offizier mit strengem, vierwöchentlichen Arreste zu bestrafen, unsern Kameraden aber bestmöglichst pflegen und heilen zu lassen; dann aber mit Extrapost weiter

zu befördern. Wir gaben diesem Vorschlage um so lieber Zustimmung, als längere Hartnäckigkeit unserem Freunde nur geschadet hätte. Unter Dankesbezeugungen verliessen wir den Pallast des Gouverneurs und benachrichtigten sogleich den verwundeten Kameraden vom Erfolge unserer Unterhandlung.

34.

Kaum hatten die edeln noch in Pensa anwesenden Damen aus K . . . . . a das Unglück unseres Freundes erfahren, so bestrebten sie sich, ihn aus allen Kräften zu unterstützen. Während seines sechswöchentlichen, zur Heilung der Wunden nöthigen Aufenthaltes gaben ihm diese edlen Frauen stete Beweise christlicher Liebe und Barmherzigkeit. Treu wie Schwestern pflegten sie unseren Freund bis zu seiner Abreise und errichteten sich hiedurch abermals ein neues Denkmal in unseren Herzen. Der brave Doktor Eglau, dieser biedere Deutsche, pflegte in seiner Wohnung unseren verwundeten Freund bis zur völligen Herstellung, und entließ ihn nicht früher aus dem Hause, das ihm so freundliche Aufnahme gewährt hatte. Möchten diese wenigen Worte dem Doktor Eglau zum Beweise dienen, daß sein edles Benehmen gegen einen deutschen

Offizier nicht vergessen ist und sein Andenken ewig in uns fortleben wird! Nach Verlauf von zwölf Tagen hatte sich ein großer Transport Gefangener in Pensa gesammelt und man bestimmte nun den 8ten Januar 1814 als Tag der Abreise. Am Morgen dieses für mich ewig denkwürdigen Tages hielt plötzlich vor meinem Quartiere ein mit 2 Pferden bespannter Schlitten. Aus einem, von den edlen Wohlthäterinnen mir übersandten Billet ersah ich ihre Absicht. Sie schickten mir dieses Fuhrwerk mit der Bitte, es als Andenken zu behalten und mit ihm in Gesellschaft eines meiner Freunde glücklich und gesund den vaterländischen Boden zu betreten. Gerührt über diese Beweise von Güte, war ich doch weit entfernt, davon Gebrauch zu machen. Ich eilte selbst sogleich in die Wohnung der Edeln, um auf ewig Abschied von ihnen zu nehmen. Unter vielen Dankesbezeugungen lehnte ich ihr Anerbieten ab. Sie wiederholten ihre Bitte; aber ich beharrte um so mehr auf meinem Vorsatze, weil wir ja ohnedem auf Kosten des Staates ins Vaterland transportirt wurden. Als die Abschiedsstunde schlug, gab mir Katharina S . . . . ein Kistchen mit den Worten: es enthalte Thee, Zucker u. s. w. Sie fügte noch hinzu, ich möchte es erst im nächsten

Quartiere öffnen. Wegen großer Zerstreuung hatte ich diese Worte gar nicht berücksichtigt. Noch einmal küßte ich die Hand der edlen Frau und bestieg den vor der Thüre stehenden, mit 2 schlechten Conies bespannten Schlitten. Ich werde den Augenblick des Lebewohls nie vergessen. Nur wer in ähnlicher Lage war, wird meine Gefühle theilen und meinen Schmerz entschuldigen. Auch dem Schneidermeister Egitmeyer sagte ich noch herzliches Lebewohl. Der Bazar war aller Gefangenen Sammelplatz. Viele Karossen hatten sich dort bereits vereinigt. Sie enthielten meist schöne Damen, die uns noch einmal sehen und unserer Abreise beiwohnen wollten. Der Transport bestand aus sehr vielen Offizieren verschiedener Nationen; der größte Theil hatte sich während der Gefangenschaft in Pensa aufgehalten. Dieß mehrte die Neugierde und das Zuströmen vieler Menschen. Am meisten interessirten sich die russischen Schönen für uns Deutsche und gaben ihnen stets Vorzug. Als sich der große Zug in Bewegung setzte, begleiteten ihn viele Schlitten mit Bewohnern der Stadt. Zu diesen gehörten auch unsere Wohlthäterinnen. Sie fuhren über eine Stunde uns zur Seite. Ich trennte mich nun unter rührenden Abschiedsbegrüßungen auf ewig von

Frauen, die an Herzensgüte und Freundschaft mit den besten Schwestern wetteiferten und deren Andenken nur der Tod in mir erlöschen kann. Kaum hatte ich die erste Station erreicht, öffnete ich das Kistchen und fand im untersten Raume einen Bancozettel von 50 Rubeln nebst einigen von Freundschaft dictirten Worten. Diese neuen Beweise von Edelmuth und Theilnahme setzten mich in Staunen und Verlegenheit. Gefühle ergriffen mich, die ich nicht schildern kann; ich ließ ihnen freien Lauf und Thränen rollten von den Wangen. Was war zu thun? Ich verwendete dieses unerwartete Geschenk zur Erleichterung einer großen, mit vielem Ungemach verbundenen Reise sowohl für mich als auch für meine Freunde. Ich wiederhole, leben diese edlen Frauen noch, so müssen sie, ist die Vorsehung gerecht, — glücklich, sind sie aber heimgegangen zu ihren Vätern, muß ihr Leben im Paradiese seyn.

35.

Obschon einzelne sich mit dankbaren Erinnerungen und vielleicht mit schweren Herzen von Pensa trennten, so verscheuchte doch bald diese trübe Stimmung der Herzerhebende Gedanke, dem geliebten Vaterlande immer näher zu kom-

men und für dasselbe den Kampf zu beginnen. Große Hindernisse hatten wir noch zu bestehen. Die strenge Kälte, die schlechten Wege, die elenden, zerstreut liegenden Dörfer und die Saumseligkeit, womit man den Transport der Gefangenen betrieb, machten uns oft ungeduldig. Aber bald wurden unser Eifer und Bestreben abgekühlt, den vaterländischen Boden in Kurzem zu betreten; mit Ruhe und Ergebung mußten wir uns in alle Widerwärtigkeiten fügen. Von Pensa bis Tamboff blieben wir uns ganz selbst überlassen. Hatten wir das zum Nachtquartiere bestimmte Dorf erreicht, so suchten wir je 2 oder 3 in einem Hause Aufnahme, bereiteten das Strohlager und sorgten für Nahrung, die man uns auch für baares Geld gab. Am 16ten Januar 1814 erreichten wir die Gouvernementsstadt Tamboff. Wir betraten sie mit Widerwillen und bangen Gefühlen, Folge der schlechten im vorigen Sommer dort erlittenen Behandlung. Unter allerlei Vorwänden führte man uns wieder in allen Strassen der Stadt herum und wies uns abermals die schlechtesten Quartiere an. Die Erinnerung an meine Wohnung in Tamboff, erfüllt mich jezt noch mit Eckel und Abscheu. Das zu meiner Aufnahme bestimmte Zimmer in dem elenden Bauernhäuschen glich

mehr einem Stalle, die ganze Familie war darin. In einem in der Luft schwebenden Korbe lag ein krankes Kind, das den engen Raum mit Geschrei erfüllte. Hühner und Schweine leisteten friedliche Gesellschaft und begleiteten jene übellautenden Accorde. Aber die schlimmsten Gäste waren Ungeziefer jeder Art; vergeblich suchten wir uns davor zu schützen. Die Jahreszeit zwang uns, in diesen verpesteten Wohnungen zu bleiben. Deßhalb war uns langer Aufenthalt sehr lästig und unangenehm. Wir beschwerten uns bei dem Gouverneur über schlechte Quartiere, erhielten aber die Antwort, es gebe keine besseren, weil Bürger und Bauern von der Last der Einquartierung befreit seyen. Einstimmig baten wir auch um Beförderung der Reise, mit der Erklärung, solchen unnützen Aufenthalt gegen unsere Regenten nicht verantworten zu können. Auch Pflichtgefühl fodere von uns, ein Land zu verlassen, wo der Grund zum Aufenthalte nicht mehr vorhanden sey. Der Gouverneur hörte uns ruhig an und gab die kalte Antwort: „Man würde uns weiter transportiren, wenn es Zeit sey; zu allen Handlungen habe man seine Gründe.“ Mit diesem Bescheide wurden wir entlassen, ohne unsern Zweck zu erreichen. Wir mußten in unseren scheußli-

chen Quartieren bleiben, bis die Erlösungsstunde schlug. Nach peinlichem Aufenthalte von 12 Tagen verließen wir am 29sten Januar die Stadt Tamboff unter Verwünschungen über die dort erlittene Behandlung. Die Erfahrung lehrte, welcher Mangel an Ordnung bei dem Vorspanne stattfinde; deßhalb ließ ich mir von dem in Tamboff zur Eskorte kommandirten Offiziere die Marsch-Route bis Orel mittheilen. Auf regelmäßige Vorspann und Einquartierung konnten wir gar nicht rechnen. Ganz uns selbst überlassen, eilte ich in Begleitung eines Freundes voraus. Der Transport war groß und in der zweiten Station schon getrennt. Kaum hatten wir die Station erreicht, flohen die Bauern mit den Pferden in die Wälder. Der Vorspann konnte nicht abgelößt werden und die Unordnung nahm immer mehr überhand. Wer gute Pferde hatte, eilte vorwärts; andere blieben zurück und irrten unter Gefahren in den großen Steppen im Schneegestöber herum. Am Ende der großen Reise fanden sich doch alle wieder vor und keiner hatte durch Unvorsichtigkeit oder Rache sein Leben eingebüßt. Die Kälte wurde empfindlich und wirkte nachtheilig auf uns. Viele Bauern verliessen ihr Fuhrwerk aus Mangel an Ablösung und eilten zurück in die Heimath. In die-

sem Falle betrachtete man es als Eigenthum und fütterte die armen Thiere bestmöglichst.

36.

Am 4ten Februar erreichte der Transport in großer Unordnung Patriarscha, ein ziemlich grosses, wohlhabendes und regelmäßig gebautes Dorf. Hier erlebten wir ein Abentheuer, das ohne unsere Schuld sehr traurig und gefährlich hätte enden können. Der Offizier, dessen Benehmen überhaupt sorglos gegen uns war, hatte sich im Dorfe noch nicht eingefunden; wir sorgten deßhalb selbst für unsere Einquartierung. Wir fühlten uns hiezu um so mehr berechtigt, als der Transport sich auf 200 Köpfe belief. Der lange Aufenthalt in Rußland hatte uns auch überzeugt, man könne von dem russischen Bauern selten etwas durch Güte, sondern meist nur durch Strenge die Erfüllung billiger Wünsche erreichen. Die Offiziere foderten vom Zotnik dieses Dorfes Quartier; er verweigerte es. Diese abschlägige Antwort zwang uns, selbst militärisch Quartier zu suchen. Wir baten die Einwohner der von uns besetzten Häuser um Lebensmittel für baares Geld und erhielten Nichts. Dieß erbitterte die Gemüther und veranlaßte Auftritte, die von beiden Seiten leidenschaftlich,

folglich nicht zu billigen waren. Die Zahl der ankommenden Schlitten wuchs immer mehr und mit ihnen unser Muth. Wir waren alle bewaffnet und fühlten uns stark. Die Bauern zeigten sich sehr widerspenstig und die Erbitterung stieg immer mehr. Unsere Lage wurde stets gefährlicher, weil das Dorf sehr groß und reich war. Wir hatten keine Veranlaßung zu Exzessen gegeben und das Recht war ganz auf unserer Seite. Um uns daher vor Mißhandlungen zu schützen, beschlossen wir folgende militärische Maasregel. Wir versammelten alle unsere Schlitten auf einem großen Platze nächst der Kirche und bezogen daselbst ein Bivouak. Offiziere und Soldaten waren mit Säbeln oder andern Waffen versehen, um uns bestmöglichst gegen Angriffe zu vertheidigen. Die Kirche wurde streng bewacht, um Sturmläuten zu hindern. Die Gährung stieg immer mehr. Die Bauern verweigerten uns Lebensmittel für baares Geld, Quartier und Vorspann. Um dem Hungertode zu entgehen, zwang uns Noth zu Gewalt, wobei manche Exzesse nicht zu vermeiden waren. Die Bauern hatten nicht Muth genug, uns anzugreifen; wir wagten nicht mehr, das Dorf zu verlassen und fürchteten das Schlimmste. Nach zwei Tagen kam der russische Offizier; die Bau-

ern änderten aber keineswegs ihr Benehmen. Der Geistliche des Dorfes versuchte in die Kirche zu dringen, um Sturm zu läuten, wurde aber von einem Offizier davon abgehalten. Die Gefahr hatte den höchsten Grad erreicht. Die Bauern waren im vollen Aufstande. Sie besetzten die Eingänge des Dorfes, rückten gegen uns mit Waffen an und begrüßten uns mit Steinen. Von allen Seiten belagert, erklärten uns die Bauern als ihre Gefangenen, die das Dorf nicht eher verlassen dürften, bis der durch Courier vom ganzen Vorfall bereits unterrichtete Gouverneur von Woronesch uns bestraft hätte. Die Bauern tobten dabei fürchterlich und drohten uns mit Knute und Siberien. Wir hielten Kriegsrath und beschlossen, um jeden Preis uns mit einem Schlitten durch die Vorposten der Bauern den Weg nach Woronesch zu bahnen, um dem Gouverneur den wahren Zusammenhang der Sache vorzustellen. Ein Bauer erklärte sich für baares Geld bereit, seinen Wohnort zu verrathen und dem russischen Offiziere zum Wegweiser zu dienen. Auf heimlichem Wege verliessen sie mit zwei Offizieren unseres Transportes das Dorf und eilten in einem Schlitten nach der Gouvernementsstadt Woronesch. Wir schöpften zwar neuen Muth,

doch setzten wir noch manchen Zweifel in die glückliche Beendigung dieser Angelegenheit und suchten sie größtentheils in den persönlichen Gesinnungen des Gouverneurs. Indeß lagerten wir fortwährend und lebten von den wenigen Vorräthen, die wir brüderlich miteinander theilten. So vergingen fünf angstvolle Tage. Endlich am 9ten Februar verkündigten uns Glockengeschirr und Schellen die Ankunft eines Schlitten. Alle Blicke wurden auf die Strasse gerichtet. Allgemeine Erwartung war aufs höchste gespannt. Sie täuschte uns nicht. Zwei Schlitten näherten sich dem Dorfe; in dem ersten saß der russische Offizier mit einem Polizeybeamten der Gouvernementsstadt; in dem zweiten folgten unsere Kameraden. Wir näherten uns alle den Angekommenen. Des Polizey-Offiziers Mienen verriethen Freundlichkeit. Er grüßte uns deutsch; wir schöpften Muth. Der Offizier fragte die in der Nähe befindlichen Bauern: Wo ist der Zotnik? Nach einigen Minuten kam der Ortsvorstand und mit ihm näherte sich der entscheidende Augenblick. Bald waren alle Zweifel gelöst. Der Offizier hielt folgende Anrede an den Zotnik. Wie kömmst du dazu, Schelma! so viele Offiziere, Cavaliere, unsere Alliirten hier fest zu halten? Der

Zbtnik wollte sich entschuldigen, aber der Polizey-Offizier drang noch heftiger in ihn. Ersterer warf sich ihm nun zu Füßen und bat um Gnade. Der Offizier fällte nun folgendes Urtheil. Da du unsere Freunde die deutschen Offiziere, unsere Alliirten, 5 Tage hier aufgehalten hast und der Kaiser durch dich um die Verpflegung während dieses Zeitraumes betrogen wurde, so bezahlst du sogleich den hiedurch verursachten Schaden als Strafe; ferner müssen Morgen früh die zum Transporte der Cavaliere nöthigen Pferde da seyn, wo nicht, erhältst du die Knute und spazierst nach Siberien. Hierauf wandte sich der Offizier an uns und fragte, ob wir mit diesem Urtheile zufrieden seyen? Wir bezeugten unserem Retter den lebhaftesten Dank für die schnelle Justiz. Er verließ das Dorf nicht eher, bis er sich von der Vollziehung seines Urtheils überzeugt hatte. Er war Zeuge unseres triumphirenden Abzuges. Wir konnten diesem schnell gefällten und eben so pünktlich vollzogenen Urtheile nur ungetheilten Beifall zollen. Vor der Abreise aus diesem uns merkwürdigen Dorfe richteten wir an den Polizey-Offizier die Bitte, dem Herrn Gouverneur in Woronesch für sein uns bewiesenes Wohlwollen innigsten und lebhaftesten Dank zu bezeugen.

37.

In dem Städchen Jelez wurden unsere, während der Belagerung von Patriarscha aufgezehrten, nöthigsten Bedürfnisse wieder ersetzt. Am 13ten Februar kamen wir in das schöne und freundliche Städtchen Lyvny und hatten da Rasttag. Mein Hauswirth, ein gefälliger, artiger Mann, zeigte mir die schönsten Kirchen und den Bazar der Stadt. Die gute Aufnahme in diesem Hause versöhnte wieder mein etwas erbittertes Gemüth und minderte die trübe Erinnerung an Tamboff. Am 15ten verließen wir Lyvny und betraten mit der Marschroute in der Tasche, die sehr breite nach Orel führende Hauptstrasse. Sie war zum Theil mit Werstezeigern besetzt, aber das Wetter wurde stürmisch und Schneegestöber verschneite die Wege. Von dem russischen Offiziere und seiner Eskorte waren wir seit einigen Tagen getrennt und folglich uns ganz selbst überlassen. Wir erreichten glücklich das Dorf Seletreska, wo wir übernachteten. Den Bauer mußten wir stets bewachen, weil er Miene machte, mit den Pferden zu entweichen. Mit Angst und Bangigkeit setzten wir am andern Morgen unsere Reise fort. Das Schneegestöber nahm so sehr zu, daß man keinen Gegenstand mehr erkennen

konnte. So weit das Auge reichte, sah man weder Haus noch Baum; überall unübersehbare Steppen. Nach unendlichen Mühseligkeiten kamen wir Mittags in ein Dörfchen. Es war so sehr eingeschneit, daß wir es nur dann erkannten, als wir schon darin waren. Wir trafen nicht einen einzigen Schlitten unseres Transportes. Die Häuser dieses Dörfchens waren so schlecht, daß sie uns kein Obdach gewähren konnten. Nach kurzer Rast brachen wir auf, um die nur 10 Werste entfernte Station Umova zu erreichen. Bauern zeigten uns die Strasse, Menschen und Pferde waren erquickt und die Witterung freundlich. Kaum hatten wir einige Werste zurückgelegt, als Sturm und Schneegestöber sich wieder erhoben und uns den Anblick aller Gegenstände entzogen. Die Nacht brach ein und uns wurde bange. Selbst der Bauer wurde muthlos und die Pferde wollten nicht mehr weiter. Wie Verzweifelte liefen wir auf der Steppe herum; es wurde finster und unsere Lage schrecklich. Ich glaubte endlich rechts seitwärts einen Weg entdeckt zu haben, den wir sogleich betraten. Der Sturm hatte etwas nachgelassen und obgleich halb vom Froste erstarrt, schöpften wir doch Muth. Nur von kurzer Dauer war diese neue Hoffnung;

nach einer Viertelstunde waren wir wieder in der früheren Lage. Der Tod war uns nahe und Verzweiflung hatte sich unserer im hohen Grade bemächtigt. Der russische Bauer selbst jammerte wie ein Kind und schien von der Welt Abschied nehmen zu wollen. Auf einmal glaubte ich, den schwachen Schimmer eines Lichtes zu entdecken, aber sowohl Begleiter als Bauer konnten Nichts erkennen. Nach langen, starr in die Finsterniß gehefteten Blicken, sah mein Freund den Schimmer eines Lichtes an einem andern, als von mir bezeichneten Punkte. Auch das von mir beobachtete Licht zeigte sich wieder. Wir wurden immer mehr in der Hoffnung bestärkt, es müße ein Dorf in der Nähe seyn. Die letzten Kräfte wurden zusammengerafft, um diesem Schimmer näher zu kommen. Es gelang uns, wir täuschten uns nicht. Endlich erreichten wir mühsam und unter vielen Schwierigkeiten das eingeschneite Dörfchen und besetzten sogleich eine Hütte, deren Eingang wir aber vorher erst vom Schnee reinigen mußten. Wir dankten Gott für Rettung aus großer Gefahr; nur wer in ähnlicher Lage war, kann unsere Gefühle theilen. Die Physiognomie des Bewohners dieser Hütte ist noch im lebhaften Andenken; ich werde ihn nie vergessen. Seine Gesichtszüge verriethen

Rachsucht, Bosheit und Hinterlist. Wir waren auf unserer Hut und wie auf Vorposten wachten wir abwechselnd die ganze Nacht, obgleich sehr ermüdet wir der Ruhe wohl bedurft hätten. Mit Tagesanbruch bemerkten wir zu grossem Erstaunen, wir waren wieder in demselben Dorfe, das wir gestern verlassen hatten. Wie dieser Irrthum veranlaßt wurde, weiß ich nicht. Das Dorf hieß Plagotakowa. Wir betraten bei freundlicher Witterung die ziemlich gebahnte Strasse nach Umova. Bald überzeugten wir uns, gestern einen ganz andern Weg betreten zu haben. Vielleicht hatte man uns absichtlich irre geführt.

38.

Wir erreichten die Stadt Orel am 19ten Februar. Sie ist der Sitz eines Gouverneurs und gehört zu den großen, sehr bevölkerten Städten von Rußland. Man schätzte damals die Bevölkerung auf 25 — 30,000 Seelen. Der Adel ist hier sehr bedeutend und reich. Garnison hatte die Stadt Orel damals nicht, ich sah nur einige Invaliden. Die Bewohner dieser Stadt hatten nach eigener Versicherung während des ganzen Feldzuges kein Linien-Militär gesehen, weil der Kriegsschauplatz immer von

ihr entfernt war. Die Stadt Orel hat einen schönen Bazar und herrliche Kaufhäuser; diese erinnerten an die Palläste von Moskau. Wir, der Gefangenschaft nun entlassene, mit den Russen verbündete Offiziere, erhielten wie immer schlechte Quartiere in einer Vorstadt. Der große Transport kam in bedeutender Unordnung nach Orel; er sammelte sich erst nach acht Tagen, doch wie schon gesagt, nicht Ein Offizier oder Soldat fiel als Opfer der Kälte oder des Mordes. Wir Offiziere machten nach einem Aufenthalte von einigen Tagen, dem Gouverneur die Aufwartung. Wie in Tamboff und Pensa äusserten wir den sehnlichsten Wunsch nach baldiger Abreise. Man ertheilte uns denselben Bescheid, wie früher in den andern Gouvernementsstädten. Der Sekretär gab nähere Aufschlüsse über unser Vaterland, das man zu wissen wünschte. Die Bewohner von Orel waren uns nicht sehr gewogen; sie begrüßten uns oft mit den gewöhnlichen Schimpfreden; wir erwiederten sie aber mit verachtendem Stillschweigen. Die Russen hassen bekanntlich den Tabacksrauch sehr. Ist auch der üble Geruch im Zimmer noch so groß und durch die große Familie, Schweine und Geziefer die Luft noch so dumpf und verpestet, doch duldet der Russe

den Tabacksrauch nicht. Dieser Widerwillen veranlaßte oft die unangenehmsten, zuweilen aber auch die lächerlichsten Auftritte. Während meines Aufenthaltes in Orel besuchte ich einen meiner Kameraden; er saß auf einem mit Vorhängen versehenen Bette und dampfte stark mit seiner Pfeife. Leise vertraute er mir, er lebe mit seinen Hausleuten in stetem Kampfe, weil sie das Tabackrauchen nicht erlauben wollten. Mein Kamerad hatte seine, vom Hauswirth seit drei Tagen versteckte Pfeife, während dessen Abwesenheit vorgefunden und benützte sie ganz nach Herzenslust. Die Hausfrau lag im tiefsten Schlafe und erwachte nicht, ohngeachtet des bedeutenden Qualms. Der Offizier verließ mit mir das Haus, um dem ersten Ausbruche des Zorns von Seiten des Russen auszuweichen. Dieser beschwerte sich bei der Polizey; sie entschied aber zu Gunsten des Offiziers und die Ruhe wurde wieder hergestellt. Schon über acht Tage weilten wir in Orel und noch schimmerte keine Hoffnung baldiger Abreise. Alle Vorstellungen und Bitten waren vergeblich; man reichte uns weder Geld noch Vorspann. Unsere Baarschaft minderte sich täglich. Hätten uns nicht die edlen Frauen von K . . . . . a so reichlich unterstützt, welchen

Entbehrungen wären wir ausgesetzt gewesen? ! Kurz vor unserer Abreise von Orel ereignete sich noch ein unangenehmer Vorfall. Die Bewohner dieser Stadt überhäuften einige von uns mit so groben Schimpfreden, daß sie von ihren Waffen Gebrauch machten. Der hievon in Kenntniß gesetzte Gouverneur wollte uns entwaffnen; wir sträubten uns dagegen und entschuldigten den stattgefundenen Gebrauch der Waffen als Nothwehr. Man verständigte sich dahin, dem ältesten Offiziere unseres Transportes die Waffen zu übergeben und versprach, diese auf einen Wagen zu legen. Aber auch dieser Vertrag wurde wieder aufgehoben. Wir behielten unsere Waffen, unter Verpflichtung, keinen Gebrauch davon zu machen. Endlich kam der längst ersehnte Zeitpunkt unserer Abreise von Orel. War auch unser Aufenthalt in dieser Stadt nicht angenehm, so lag es in unseren Verhältnissen; unter anderen aber würde ich Orel, in Bezug auf Annehmlichkeiten des Lebens, vielen andern Städten Rußlands vorziehen. Ich hatte aber nicht die Absicht, längere Zeit in diesem Reiche zu verweilen; deßhalb schnürte ich mit Vergnügen meinen Bündel, bestieg am 2ten März 1814 den zur Reise bestimmten Schlitten und eilte frohen Herzens

auf der Strasse nach Bialystock dem Vaterlande entgegen. Wir näherten uns immer mehr jenen Gegenden, wo der Krieg sein blutiges Spiel getrieben. Man berührte nun wieder kleine, von Juden bewohnte Städte. Die Lebensmittel standen zwar im hohen Preise, doch sorgten die Israeliten für Alles. Der Anblick dieser Menschen erregte freudige Gefühle in meiner Brust. Eingedenk der baldigen Ankunft im geliebten Vaterlande ließ ich ihnen freien Lauf. Die Juden treiben in dortigen Gegenden alle Gewerbe; sie sind Schneider, Schuhmacher, Wagner, Schmiede, Fuhrleute und Wirthe. Sie zeigen bei Allem große mechanische Geschicklichkeit. Die polnischen Juden heirathen sehr frühe. Man sieht Ehepaare, die Kindern gleichen; ihre oft bedeutende Nachkommenschaft ist aber auch meist elend und schwächlich. Der polnische Jude ist listig, diebisch, feig und grausam; aber er verbindet mit diesen Eigenschaften große Unverdrossenheit und die Gabe hoher Erfindung. Wir näherten uns dem Gouvernement Tscherikoff und stets mehrten sich die Juden in ihren langen schwarzen Röcken und gräulichen Bärten. Diese sonderbare Tracht ist national und für Bewohner anderer Länder etwas auffallend. Für Vorspann wurde, wie im=

mer, sehr unregelmäßig gesorgt. Wir mußten daher stets Bauern und Pferde bewachen und für beider Verpflegung sorgen. Ohne besondere, der Aufzeichnung würdige Ereignisse betraten wir am 14ten März 1814 das Städtchen Starodub.

39.

Hier herrschte große Lebhaftigkeit und die Juden trieben bedeutenden Handel. Die Stadt hat einige hübsche Plätze, schöne Häuser und Kirchen. Wir waren bis jezt noch im Besitze des in Orel erhaltenen Fuhrwerkes; der längst entwichene Bauer hatte uns zum Herrn seines Eigenthumes gemacht. Entschlossen, dieses Fuhrwerk jedenfalls der Commandantschaft zu übergeben und im Nothfalle selbst zu Fuß unsere Reise fortzusetzen, fuhren wir nach dem Gebäude jener Behörde. Als wir uns dem Hause näherten, stand der Eigenthümer unseres Fuhrwerkes auf der Treppe und äusserte Freude bei dem Anblicke seines Pferdes. Wir übergaben es ihm nebst Schlitten und der Bauer eilte ruhig und zufrieden seiner Heimath zu. Der Commandant von Starodub war ein gebildeter Mann, sprach deutsch und interessirte sich sehr für uns. Er versprach neuen Vorspann und hielt auch

nach einigen Tagen Wort. Der russische Offizier wurde auch von ihm wegen Mangel an Ordnung beim Transporte, derb zurecht gewiesen, aber nicht abgelöst, da seine Bestimmung nach Bialystock lautete. Schon in Wilna hatten wir Offiziere die mit uns gefangenen Soldaten so viel möglich als Bediente unter uns eingetheilt, um das ihnen bevorstehende harte Loos etwas zu mildern. Diese Menschen wurden nun übermüthig und grob gegen ihre eigenen Offiziere. Wir meldeten ihr abscheuliches Benehmen dem Commandanten von Starodub. Er ließ dem Widerspenstigsten der Soldaten 25 Stockstreiche geben und hielt dabei eine passende Rede. Die Ungehorsamen besserten sich nun. Am 18ten März erhielten wir frischen Vorspann und sogleich reiseten wir ab. Je mehr wir uns den Gränzen des Reiches näherten, je größer wurde die Ueberzeugung, nächstens mit unseren Bündeln auf den Rücken, die Reise zu Fuß fortsetzen zu müssen. Wir beträten nun die durch Krieg verheerten Gegenden, deren Bewohner ausgeplündert waren. Die russischen Behörden hatten auch allen Transporten von Rekruten und Pferden diese Strasse angewiesen; deßhalb war an keinen Vorspann zu denken. In dem Städtchen Wedka trafen wir einen Trans-

port Rekruten. Es waren meist abgemagerte, elende, zum Theil ganz junge Leute. Nicht alle hatten Quartiere; viele lagen auf der Strasse, dem Elende und der Kälte Preis gegeben. Wie Leichen trieben sich diese Unglücklichen im Städtchen herum. Niemand bekümmerte sich um sie. Aus dem Gouvernement Tschernikoff kamen wir nun in das von Mohileff und überschritten am 27ten März den Dnieper. Am 3ten April erreichten wir die Stadt und Festung Bobruisk. Sie gehört zum Gouvernement Minsk. Die Stadt war angefüllt mit Rekruten, Pferden und vielen andern, für die Armee bestimmten Gegenständen. Der Gouverneur dieser Festung war mit dem besten Willen ausser Stande, unsere Wünsche zu erfüllen. Dieser einsichtsvolle und billig denkende Mann erklärte zwar seine Verpflichtung und Bereitwilligkeit, Vorspann zu schaffen, aber er konnte den hiezu geeigneten Zeitpunkt nicht bestimmen. Freimüthig schilderte er uns seine Lage und fragte, ob wir unter solchen Umständen warten wollten? Unser Entschluß war sogleich gefaßt. Wir erklärten dem Stadt-Commandanten unseren Vorsatz, den Wanderstab zu ergreifen und mit dem Bündel auf dem Rücken dem Vaterlande entgegen zu eilen. Es vertrug sich nicht

mit unseren Begriffen von Ehre und Pflicht, durch unsere Schuld die Rückkehr in die Heimath auch nur um einen Tag zu verschieben. Am 5ten April verließen wir bei ziemlich schlechtem Wetter die Stadt Bobruisk. Der Stadt-Commandant hatte uns mit einem Vorweis versehen, der uns erlaubte, unterwegs Vorspann zu requiriren. Wir trugen alle unsere Habseligkeiten auf dem Rücken; an unserer Spitze stand ein Stabs-Offizier. Frohen Muthes betraten wir die Strasse nach Bialystock. Sehnsucht nach dem Vaterlande gab uns Flügel. Im Bewußtseyn, stets nach Kräften unsere Pflicht erfüllt zu haben, erwarteten wir glückliche Zukunft und reichen Ersatz für erstandene Leiden. Wir überzeugten uns bald, daß unser Entschluß der beste war. Viele Offiziere anderer Nationen beharrten auf Foderung des vom Kaiser befohlenen Vorspannes. Sie warteten vergeblich viele Tage und mußten zuletzt doch den Wanderstab ergreifen. Unsere Versuche, von dem Vorweise Gebrauch zu machen, waren stets ohne Erfolg. Die von uns nun berührte Gegend hatte sehr durch den Krieg gelitten. Oestreicher, Westphalen und Sachsen hatten sich hier herumgetummelt. Wir hielten keinen Rasttag. Selbst bei schlechter Witterung setzten wir unausge-

setzt unsere Reise fort. Liebe zum Vaterlande und sehnende Lust nach Kampf für die heilige Sache beflügelten unsere Schritte. So erreichten wir unter selbst anstrengenden Märschen am 17ten April die Stadt Slonim.

40.

Sie liegt im Gouvernement Grodno und ist ziemlich bevölkert. Slonim gehört unter die schöneren von mir gesehenen Städte Rußlands. Es wimmelte hier wieder von Juden. Hier war während des letzten Krieges das Hauptquartier mehrerer Armeen. Der Stadt-Commandant war Pole. Er versprach uns die nöthigen Transportmittel für den andern Morgen, als aber dieser anbrach, war Nichts da. Es erfüllte uns alle mit wahrer Freude die schon in Slonim verbreitete Nachricht, in Bialystock sey bereits ein Kommissär unserer Regierung angelangt, um uns von dem russischen Gouvernement zu übernehmen, und für alle Bedürfnisse zu sorgen. Von Geld und Kleidern entblößt, mußte ich in Slonim zum Verkauf von Gegenständen schreiten, die ich als theueres Andenken besaß. Mit blutendem Herzen entschloß ich mich zu diesem Schritte, aber äusserste Noth zwang mich dazu. Schon am andern Morgen verließen wir zu Fuß

die schöne Stadt und eilten unserem einstweiligen Bestimmungsorte entgegen, der Stadt Bialystock. Wir hatten bereits einen unserer Kameraden vorausgeschickt, um den aus dem Vaterlande abgesandten Kommissär von unserer Lage genau zu unterrichten. Alle glaubten in diesem den Erlöser aus Noth und Elend und den Ueberbringer froher Botschaft zu finden. Wir eilten vorwärts und erreichten am 22sten April 1814 Bialystock im erbärmlichsten, von Kleidern entblößten Zustande. Der von der russischen Regierung uns bisher bezahlte Sold hörte auf; wir wurden dem vaterländischen Kommissär förmlich übergeben. Der russische Offizier erwartete bei Trennung von uns eine Belohnung, aber bei allem Sinn für Freigebigkeit mußten wir bei solchen beschränkten Kräften diesen Antrag abweisen. Ohngeachtet der längst erfolgten Uebergabe, mußten wir doch noch 14 Tage in Bialystock verweilen. Ohne Mittel zu einem so langen, zwecklosen Aufenthalte, waren wir gezwungen, das hiezu nöthige Geld zu entleihen. Es gelang, Menschen zu finden, die uns unterstützten, aus Theilnahme für unser Schicksal, aus Rücksicht für unverdiente Lage. In den ersten Tagen des Monates May verliessen wir mit Vorspann die Stadt Bialystock und Mitte

Juny betraten wir die lachenden Fluren des geliebten Vaterlandes nach mehr denn 2jähriger verhängnißvoller Abwesenheit. Wehmüthige Gefühle zerrissen mein Inneres und Thränen rollten unwillkürlich von den Wangen. — Die Siegeszüge nach Frankreich und die ruhmvolle Theilnahme unserer Truppen an den verschiedenen, auf gallischem Boden gelieferten Schlachten, hatten demnächst die Aufmerksamkeit sehr gefesselt und die Erinnerung an die Schlachtfelder von Smolensk und Mosaisk geschwächt. Solchem Loose ist Alles in dieser vergänglichen Welt unterworfen. Neue Ereignisse verdrängen stets die früheren. Unser Armee-Corps hatte rühmlichen Antheil an dem Befreiungs-Kampfe genommen und seine Thaten sind mit glänzenden Farben in den Jahrbüchern der Geschichte eingetragen. Die Fahnen unseres Heeres hatten indeß siegreich auf den Thürmen von Notre-Dame geflattert und der Feldzug war mit glücklichem Erfolge gekrönt worden. Auch wir waren siegreich in Moskau eingezogen, aber besiegt durch Hunger und die Macht der Elemente, endigten wir unglücklich. Jene hatten für die Freiheit des Vaterlandes gekämpft, wir zwar mehr für eine uns fremde Sache, für den Ehrgeiz eines unersättlichen Eroberers;

BIBLIOTHEK

wir folgten aber nicht minder wie jene dem Rufe unseres Regenten und fochten für die Ehre und den Ruhm nnserer Waffen. Wie gerne hätte ich dem Vaterlande in dem edlen, hochherzigen Freiheitskampfe meinen Arm dargeboten! Freudig würde ich für den schönen hohen Zweck mein Blut vergossen haben, hätte nicht das Schicksal anders über mich verfügt. Mühsam hatte ich mich unter allen erdenklichen Strapazen nach Wilna geschleppt, in der Hoffnung, aller Leiden Ziel zu finden. Vergeblich waren meine Anstrengungen; ich mußte erliegen. Wie gerne hätte ich das preussische Gebiet betreten; es lag so nahe. Sehnsuchtsvoll streckte ich die Arme darnach aus; aber umsonst. Das traurige Loos der Gefangenschaft stand mir bevor, wahrlich nicht mit meinem Willen. Ich mußte mich fügen in des Schicksals harten Spruch und den bittern Kelch der Leiden mit vollen Zügen leeren. Alles ertrug ich mit Geduld. Nie sank der Muth und stets belebte mich Hoffnung besserer Zeiten. In der Ferne winkte mir Lohn für geleistete Dienste. Nur wer das zischende Sausen der Bomben, das Pfeifen der Kugeln, das Winseln der Verwundeten und das Röcheln der Sterbenden ge-

hört, nur wer die unendlichen Gefahren, Mühseligkeiten und Entbehrungen des Militärstandes kennet, wird ihn zu schätzen und seine geleisteten Dienste zu würdigen wissen. Jahre fliehen und mit ihnen enteilt der Zeiten Lauf. Drei Lustra sind seither verflossen, und das vierte nahet seinem Ende. Mein Blut ist abgekühlt, dem Rufe des Vaterlandes aber werde ich stets freudig folgen, und für seine Vertheidigung auch willig mein Blut vergiessen. Nur die Erinnerung an Vergangenheit erzeugt Herzerhebende Gefühle. Sie giebt dem Menschen Würde und Selbstachtung! Stolz auf meine Erfahrungen, obgleich vom Schicksale nicht begünstigt, lebe ich jezt in stiller, ländlicher Zurückgezogenheit, entfernt vom Getümmel der Welt und überzeuge mich immer mehr von der Wahrheit des Horazischen Spruches: „Beatus ille, qui procul negotiis paterna rura bobus exercet suis.“

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Verbesserungen zur ersten Abtheilung.

Auf dem Titelblatt statt Freihen lies: Freiherrn
— — — Schwarzburgischer lies: Schwarzburgischen

Seite 17 Zeile 11 nach dem Worte die lies: 2te
— 19 — 16 — — Hlybocky lies: oder Glubokoë.
— 24 — 6 von unten streiche das Wort die
— 26 — 4 statt in 5 Tagen lies: Je 5 Tage
— 34 — 7 — der Ankunft lies: die Ankunft
— 42 — 1 und 2 statt der lies: die
— 44 — 6 statt Towicke lies: Tarwicke
— 55 — 11 — bequartierten lies: bequartierter
— 56 — 9 v. unt. statt und so unerwartete lies: und um so unerwartetere
— 74 — 2 nach dem Worte Münchhausen lies: unter
— 84 — 7 statt dieser lies der Hof
— 94 — 5 — Badischen lies: Badnern
— 95 — 8 — den lies: dem
— 100 — 3 v. unt. statt diesem lies: diesen

Zur zweiten Abtheilung:

— 3 — 2 statt rußische lies: russisch
— 12 — 7 v. unt. statt einem lies: einen
— 21 — 13 statt Blutverlurste lies: Blutverluste
— 23 — 9 — allem lies: Allem
— 28 — 3 — unser lies: unserer
— 43 — 10 — Allem lies: Allein
— 54 — 6 v. unt. statt dieß lies: dies
— 87 — 13 statt „ein artiger, ziemlich gebildeter und der deutschen Sprache kundiger Mann" lies: „artig, ziemlich gebildet und der deutschen Sprache kundig"
— 116 — 12 statt Anwsenheit lies: Anwesenheit
— 118 — 2 — verrathen lies: verriethen
— 160 — 15 — Siberien lies: Sibirien.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Soden, Franz <<von>>,

Memoiren aus russischer Kriegsgefangenschaft von zwey deutschen Offizieren

Bd.: [2]

Regensburg [1832]

Russ. 152 s-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10783494-2